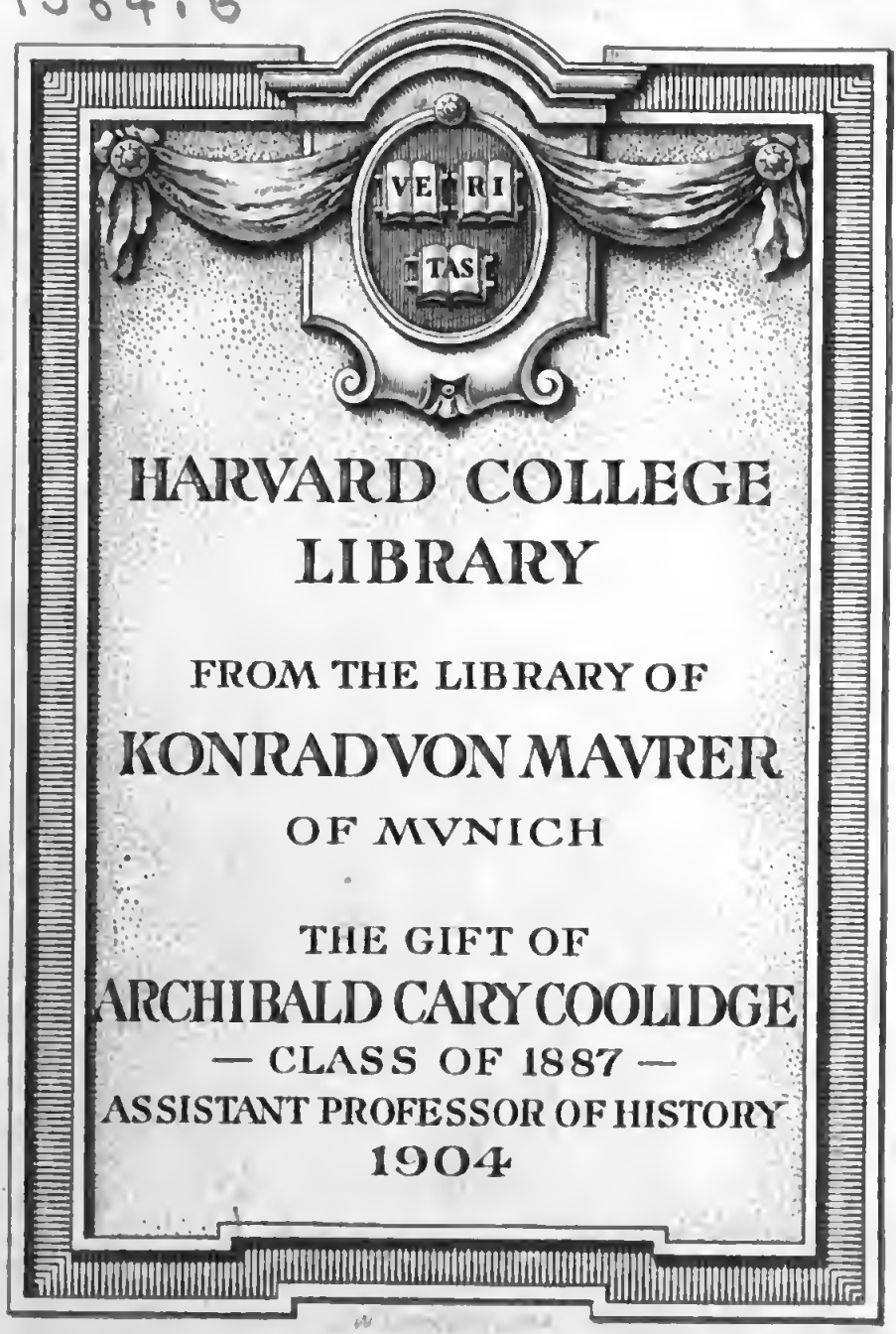
WIDENER
HN Y52X S

49584.6


VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Deutsche Abende

von

Berthold Auerbach.

Mannheim.

Verlag von Friedrich Bassermann.

1854.

49584.6

Harvard College Library
Von Maurer Collection
Gift of A. G. Coolidge
July 18, 1904

P. v. M.

340

Am Rhein.

Im Jahre 1841 unternahm ich es bald nach der Ueberſetzung von Spinoza's ſämmtlichen Werken einzelne Aufgaben der ſpeculativen Ethik in — wenn man es ſo nennen will — philoſophiſchen Novellen zu behandeln. Der Kernpunkt derſelben ſollte minder in Ereigniſſen und thatſächlichen Conflicten als vielmehr in Beſprechungen beſtehen, die ſich um beſtimmte Punkte gruppirten. Ich ſprach es damals aus, daß nach meiner Anſicht der reine Dialog in antiker Form für uns keiner lebendigen literariſchen Erneuerung fähig iſt, weil er in der Wirklichkeit kein feſtes Moment unſeres geſellſchaftlichen Lebens mehr ausmacht. Die individuelle Beſonderheit, wie ſie aus Lebenseindrücken, Studium und Stellung ſich jetzt ergibt, hat im Geſpräche nicht Raum genug zur Ausbreitung und erſchöpfenden Darlegung. Daher ſind die neueren philoſophiſchen Dialoge meiſt Vorträge mit willkürlich eingekeilten Unterbrechungen, wobei der Eine als Lehrender und der Andere als Lernender erſcheint. Wie es bei wirklichen Beſprechungen der Fall iſt, demgemäß wollte ich auch in den vorliegenden nur anregen, nicht abſchließen.

Die erſte dieſer Erzählungen, die urſprünglich „Intellectuale Liebe" betitelt war und den jetzigen Namen nach einer Vorleſung im Manuſcript erhielt, war in der Zeitſchrift „der Freihafen von Theodor Mundt" 1842 abgedruckt. Die zweite unter dem Geſammttitel „Deutſche Abende" in der damals von J. Kuranda neugegründeten Zeitſchrift „die Grenzboten." — Noch viele derartige ſollten folgen: „Pietiſten und Pantheiſten," „Reich und Arm" u. a. m. Ich bin indeß zu einer andern Faſſung des Lebens übergegangen und folge der freundlichen Aufforderung Vieler, das in Zeitſchriften Gegebene allgemein zugänglich zu machen!

Ich darf wohl ſagen, daß ich nach den faſt zehn Jahren ein objektives und unbefangenes Urtheil über dieſe Erzählungen habe, ich will aber durch deſſen Ausſprache Anderen nicht vorgreifen, und habe mich deßhalb von gegenwärtiger Auffaſſungs- und Ausdrucksweiſe auch nicht verleiten laſſen, an Gehalt und Geſtalt des Gegebenen irgend etwas zu ändern.

Die letzte der hier folgenden Erzählungen, die im Jugendkalender für 1847 abgedruckt war, mag ſich nur getroſt mit anſchließen, um ſtille Abendſtunden beſcheiden auszufüllen.

Dresden, 19. October 1850.

Berthold Auerbach.

Inhalt.

Seite.

1. Liebe Menschen . . . . . 1.

2. Was ist Glück? . . . . . 126.

3. Des Waldschützen Sohn . . . 189.
Ein Stück Kindesleben.

Liebe Menſchen.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.

I.

„Wo iſt die Straße St. Marien am Capitol?" fragte ein junger Mann im Reiſekleide eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, „Kappesblättchen" genannt, auf dem glattgeſcheitelten und in einer einzigen vollen Welle zuſammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts."

Rudolph dankte, ging durch das in byzantiniſchem Stile gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße. Es war in den erſten Tagen des Septembers v. J., deſſen ſommerliche Kraft für die regneriſchen

Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entschädigen schien. Eine heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einer Seite eine Reihe von Bäumen stand. Rudolph stand eine Weile still sich erholend. Mit einer besonderen Theilnahme betrachtete er diese ganze Umgebung: hier ging sein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick seines Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung seines ganzen Innern, seine Pulse zitterten, seine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in eine neue Lebensluft gehoben wäre; das war mehr als das Wiedersehen seines innigsten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anders sein; seine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand seines Freundes dazwischenfasse, sprach er zu sich: „selig, wenn du ihn wiederfindest, wie du ihn einst gefunden, und ist er anders geworden, die Liebe soll sich gleich bleiben."

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen seines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an alle Thüren, sie blieben verschlossen; unwillig ging er den Corridor auf und ab, er vernahm nichts als den Schall seiner Schritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen solle. „Das Schicksal will's nicht und es ist nicht gut", sagte er sich, „daß wir in unseren Mannesjahren uns in so jünglinghafter Aufgeregtheit wiedersehen; dieses stürmische Brausen muß erst in mir verklingen." Er stand an die Pfoste der Hausthüre gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriffe wegzugehen, als er nochmals fast unwillkürlich zurückkehrte und an die nächste Thüre klopfte, da hörte er das Rauschen eines Gewandes, rasche Schritte, ein Riegel wurde zurückgestoßen, die Thüre öffnete sich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wan-

gen, deren Röthe faſt bis in die Augen hineinragte, ſtand vor ihm. Wie vom Blitze getroffen ſtand Rudolph da, ſeine Zunge war wie gelähmt, auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Buſentuch um den halbentblößten Nacken feſt, in der andern Hand hielt es ein Buch. So ſtanden die beiden eine Secunde ſtumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Faſſung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?"

„Ja, ſie iſt ausgegangen."

„Und Herr Dr. Meurer?"

„Mein Bruder iſt auf dem Handelsgerichte, er kann aber jeden Augenblick kommen."

„Sie ſind alſo ſeine Schweſter? das iſt mir lieb," ſagte Rudolph raſch, „ich bin ſein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte," ſetzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte ſchüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die

Klinke der Thüre in der Hand und zuckte sichtbar zusammen, als diese in das Schloß fiel, noch einmal schlug es die Augen auf und blickte fragend und verlegen auf den Mann, aus dessen Antlitz eine so unbegreifliche milde Herrschaft und sichere Treuherzigkeit blickte, daß es, ohne es zu wissen, bejahend nickte.

Rudolph setzte sich nun von der Reise ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtischchen und setzte sich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenster.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthistorischem Namen," begann Rudolph. „St. Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeschichte in sich."

„Wir wohnen aber hinter St. Marien am Capitol," sagte das Mädchen, verlegen aufstehend und sich gleich wieder setzend.

Die einfache Pointe dieſer Erwiederung machte das Antlitz Rudolph's noch heller leuchten, er ſah darin die Erkenntniß der neuen Zeit und verlor ſich in Gedanken über die Theilnahme der Frauen an der Entwicklung des neuen Weltgeiſtes.

Eine Pauſe war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfädeln, aber die Hand zitterte, es kniff die Unterlippe ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeſchlagene Buch und dieſes auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre geſtört," ſagte Rudolph, „darf ich wiſſen, wen ich verdrängte?"

Gleich als müßte das ſo ſein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und blickte dann verwirrt zum Fenſter hinaus.

„Ah! Münchhauſen von Immermann, das iſt ein herrliches Buch!" Er ſchlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die

Stelle, wo Lisbeth und der Jäger sich einsam in der Kirche eingeschlossen finden und sich überstrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr sprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er sich hier fast ebenso mit einem Mädchen zusammen fand, dessen erster Blick in seinen tiefsten Seelengrund gedrungen war; wie gerne wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an sich und auf das Buch blickend, las er nicht mehr, die Gestalten standen vor seiner Seele, er selber war dabei, er athmete laut und das Mädchen blickte noch immer schweigend nach dem Fenster. — Zwei Menschen, die sich noch nie gesehen, saßen hier und sprachen kein Wort, aber ein dritter Verstorbener schwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideen-Verbindung ſagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermann's hat gewiß auch hier den tiefſten Schmerz erregt."

„Wohl, aber es iſt ſchrecklich, wie bald ein Name verklungen ſein kann; ein paar Tage, ein paar Wochen nach ſeinem Tode ſprach man von dem herben Verluſte, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der ſo viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anläſſen ſollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preiſen."

„Ich hatte auch einmal dieſe Idee," ſagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation ſollte alljährlich ihre heilige Geſchichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geiſter hielte; die Oratorien, die man faſt überall jährlich aufführt, und die gewiſſermaßen einen weltlichen Gottesdienſt bilden, gäben hiezu den ſchönſten Rahmen."

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt es aber auch nicht nöthig. Wozu ſoll's, die vergänglichen Namen feſtzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoiſtiſch in freier Luft zu ſtehen, ſie müſſen zu Standſäulen eines großen Baues werden, ohne weiteren Anſpruch, als den, das Gewölbe mit zu tragen; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Baue neuer Heiligthümer alte Grabſteine einhämmert; ihre Inſchriften ſoll man ehren, aber die feſte Tragkraft muß ſich einfugen laſſen zum neuen Baue; und verwiſcht auch die Zeit einen Namen, was thut's? Iſt der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geiſtes aufgegangen in das Leben und

den Geiſt der Mit- und Nachwelt, ſo lebt er für alle Zeiten: jede Bruſt, die ſich hebt durch ihn, jedes Herz, das ſich ſtärkt durch ihn, lobt ihn, wenn es auch ſeinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genuſſe zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen; der freudige Genuß und das ſelige Empfangen iſt das beſte Er-Innern in der eigentlichſten Bedeutung des Worts."

„Sie ſcheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Anſichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erſt dann mit ſeliger Freude, wie unſere Seelen ſich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verſchieden von ſich, traut in einander ſchmelzen."—

„Die Männer ſind auch in Freundſchaftsbeziehungen freier und bevorzugter, ſie ſtehen draußen im großen Leben und erobern ſich in

unabhängiger und rücksichtsloser Wahl ihre Freunde; wir Mädchen sind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis stellen."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männeraristokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundschaft fast nur eine Männertugend ist."

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur ist sie nicht so geübt und angewendet."

„Sie sind eine strenge Grenzwächterin und lassen keine Contrebande ein," sagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerst erzählt uns die Geschichte blos von Männerfreundschaften."

„Weil eben blos die Männer Geschichte schreiben."

„Und wohl mit Recht," sagte Rudolph, „da auch sie blos Geschichte machen; die alten Griechen waren consequent, und, abgesehen

von der Frauenwürde, hatten ſie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer ſpielten auch die Frauenrollen."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme," ſagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen ſagen, ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen ſein könnten."

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es iſt mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundſchaften ſchließen: eine Nachbarſchaft, gewiſſe Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und beſonders ein altes Verhältniß zwiſchen den Eltern und den Familien, bedingen meiſt ihren Urſprung; das Mädchen muß ſeine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rückſichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit ſeinen Geſpielen in Feld und Wald und vor den Thoren ſich umhertreibt. Bei einem Mädchen iſt Anſtand und Sitte die höchſte Rückſicht der Er-

ziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande faſt unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewiſſermaßen trägt er ſein Rang- und Standesdiplom in der Schultaſche. Nehmen Sie ſodann nur das faktiſche Beiſpiel: bei Mädchen iſt meiſt die Schweſter die intimſte Freundin, bei Männern iſt ſelten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberſchwänglichkeit, der Schwärmerei, iſt die Freundſchaft zwiſchen Mädchen ganz dieſelbe, wie die zwiſchen Jünglingen, ſie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drange. Das Mädchen wird aber in der Erfüllung ſeiner Beſtimmung aus einem Familiengliede zu einem Familienoberhaupte, es ſind ſtets dieſelben nur veränderten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber iſt ſchon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen, eine Frau wird eine andere Perſon, ein Mann bleibt als Ehegatte

derſelbe nach außen; Männerfreundſchaften überdauern, wenn auch ſelten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundſchaften faſt nie. Die Männerfreundſchaft gründet ſich auf allgemeinere Intereſſen und Hülfeleiſtungen, die Mädchenfreundſchaft hat nichts als das Perſönliche; mit Aenderung der Perſönlichkeit und ihrer Intereſſen hört ſie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechſel zwiſchen befreundeten Mädchen hört faſt immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beſtändigem Briefwechſel ſtehe."

„Iſt ſie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das beſtätigt meine Anſicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelaſſen, iſt die volle Rückkehr und das Anklammern an das frü-

here Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht sowohl über diese Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefsten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weise, besprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie sie schon so weit gekommen waren; alle diese Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als sich plötzlich die Thüre öffnete.

„Bist Du da, liebe Mutter?" sagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Elisabetha," sagte diese und blickte verwundert auf Rudolph, der im Tiefsten zusammenzuckte, als er ihren Namen hörte ... es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er sich wieder, und sich vor der Mutter verbeugend, sagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen ſchon genannt hat, ich bin der Gymnaſiallehrer Braun aus *** (in Weſtphalen.)“

Eliſabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, ſie hatte ſich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie ſind mir herzlich willkommen,“ ſagte die Mutter, „wir haben ſchon oft von Ihnen geſprochen, ich habe Sie ſo eben mit Eliſabetha in ſehr eifriger Discuſſion geſtört; darf man fragen?“

„Eliſabetha blickte erſchreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob ſie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann ſchaute ſie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu ſehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit ſagte er:

„Wir ſprachen vom Univerſitätsleben und ſeinen freundſchaftlichen Beziehungen, und welchen Reiz das für offene Gemüther habe.“

Rudolph war selig über diese geschickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitze Elisabetha's zu bemerken. In diesem stillen Bewußtsein, gegenseitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu sein, lag für Rudolph und Elisabetha eine tiefe Gewalt, die sie rasch und kühn im tiefsten Innern zu einander gesellte.

„Ja," sagte die Mutter, „Elisabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß sie nicht auch Student werden konnte." Sie fragte nun nach dem Dienstmädchen, und ob sie es nach Karl geschickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, seine Schwester nach der Eisenbahn zu begleiten."

Die Mutter schüttelte den Kopf und preßte kaum merklich die Lippen zusammen; Elisabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorscheine.

Die Mutter unterhielt sich nun mit Rudolph über seine Reise, ob er schon einmal

in Köln gewesen u. dgl.; sie war erstaunt, daß sie fast Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph sie recht verstand; seine Gedanken schienen abwesend. Frau Meurer war aber eine verständige und herzliche Frau, sie fragte Rudolph, ob er seine Eltern noch habe, und das ist ein Ton, der plötzlich an die heiligste Herzkammer pocht, in dieser trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir sind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unsere lieben Theuren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, wie er fern vom Vaterhause seinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geschwister leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!" rief Karl, und mit einem langen Kusse lagen sich die Freunde in den Armen. „Nun," sagte Karl, die Hüfte seines Freundes noch einmal fassend,

„Du ſiehſt reputirlich aus, die Philoſophie hat Dir noch nicht alles Fleiſch von den Knochen abſtrahirt, Du haſt noch ziemlich viel Poſitives, aber das zerbrochene Hufeiſen da, den garſtigen Backenbart mache ich Dir 'runter.“

„Biſt noch immer der alte Raſeur; Du hätteſt ſollen Feldſcheerer werden, ſtatt daß Du jetzt Deine Klienten ſcheereſt.“ ..

Karl zog ſeinen Freund bald in ſein Zimmer, denn ſie mußten ſich allein haben. Da ſaßen ſie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechſelrede ſchwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entſtrömten. Ihre Rede war von Perſönlichkeiten ausgegangen, aber bald ſtanden ſie auf der Zinne der Zeit und theilten ſich mit, was ihre forſchenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das iſt der Charakter und die Würde unſerer Zeit — ſo egoiſtiſch man ſie auch ſchelten mag — daß unſer beſtes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und ſei-

nen Entwicklungen geweiht ist. So Vieles sich auch die Freunde zu sagen hatten, so knüpfte sich doch, wie das fast immer zu gehen pflegt, der Austausch ihrer Erlebnisse und Welterfahrungen an das Nächste und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menschen er auf seiner Reise hieher kennen gelernt.

„Ich habe noch selten," sagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menschen gewonnen zu haben; mir ist, als ob der Geist unseres Vaterlandes sich in schöner Blüthe erschlossen hätte, es ist unendlich viel Erkenntniß und Thatkraft in unsere Zeit ausgestreut und eine heilige Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein schlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die so schnurgrade ist und sauber wie eine rationalistische Kirche, aber auch ohne alle Poesie und Geschichte, ich sage Dir, der Mann entfaltete ein historisches Bewußtsein unserer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Com-

mis voyageur, ſonſt meiſt das unleidlichſte Geſchlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und ſchöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich ſehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgeſandten des Weltgeiſtes, der ſich als Zeitgeiſt mit tauſend Zungen offenbart; man muß hinaustreten unter die Menſchen, um Muth und Luſt zu neuem thatenſeligen Daſein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schickſal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geiſtes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtſein dieſe Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die ſtarren Mannesjahre getreten bin."

„Du wirſt überall Anklang finden, weil Du den Anklang erregſt," ſagte Karl,, die Hand ſeines Freundes faſſend; „es iſt allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menſchen auf Reiſen ſchickt; da draußen frei von ihren Alltagsbeziehungen, ſind

sie ganz was sie sind; träfest Du diese Menschen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkstätten, sie würden Dich verwundert ansehen mit Deinen geistigen Zumuthungen; Du hast das Glück, das erlösende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du sprichst Deine besten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menschen aus, und die Menschen, deren oberstes Princip Eitelkeit ist, sehen darin vorerst eine ihnen bezeigte Hochachtung, sie fühlen sich geehrt und geschmeichelt, daß man sie zu Empfängern solcher Ideen erwählt, sie finden es schön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derselben in ihnen voraussetzt; sie sind Dir gut, zunächst aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die Du in ihnen erweckst."

„Ja, das ist es eben," sagte Rudolph, „sind wir den Menschen das beste, was wir sein können, so sind sie es uns auch wieder; das übt einen gegenseitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle

Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Psyche hebt sich daraus hervor. Wenn ich den Menschen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie gesehen, deren Dasein ich noch nie gekannt, sie athmen mit mir dieselbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt dasselbe Sonnenlicht, sie sind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unser bewußtes Dasein: da fühle ich den Beruf und die Lust in mir, der freudige erfreuende Genosse ihres Daseins zu werden, daß wir uns selig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfsinn und beschränkte Unnatur ist's, sich scheu und stolz in sich zu verschließen; wir sind hinausgestellt in die Gotteswelt, wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufsteigen lassen."

„Und diese Alliebe," sagte Karl lächelnd, „ist für die meisten Menschen, was für die

Kuh ein Veilchen; ſie will nichts von Duft und Farbe, ſie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menſchen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menſchen wohlthun, ich wollte ſie erfreuen, erquicken, ſie und mich, durch freundliches und ſchönes Einander-zu-Gefallen-leben; ſeitdem ich aber eingeſehen, daß die Menſchen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich laſſe ſie gewähren und damit genug."—

„Und biſt Du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannſt nicht mehr überall und mit Allen ſo glücklich und heiter ſein, die Welt ſchrumpft Dir griesgrämig zuſammen. Ich habe auch wie Du viele Täuſchungen erlebt, aber was thut's? Das iſt der Triumph des Bewußtſeins, daß wir uns unſere eigenſte und innerſte Natur nicht von der Welt zerſtückeln und rauben laſſen, daß wir in unſerem Weſen keine Conceſſionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt Du der Welt doch eine Conceſſion machen," ſagte Karl auf-

stehend; und wie im Leben das Große und das Kleine so oft neben einander gestellt ist, ohne sich im Geringsten zu stören, so auch hier: Rudolph mußte sich gleich darauf hinsetzen und sich seinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeisen," abnehmen lassen. Wirklich sah er auch nach dieser Operation sehr zu seinem Vortheile verändert aus, die feinen scharfgeschnittenen Züge seines Gesichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen," sagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung sich stets in so großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung strebte; er beklagte sich dann oft darüber, daß er nur in einem scharfen Gang oder heftigen Ritt seine überquillende Kraft austoben lassen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Elisabetha," rief Karl. Diese kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum so ganz fremd aussah.

„Eliſabetha," ſagte Karl „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen" Dieſer vermochte nicht zu ſprechen, er verbeugte ſich und die beiden Freunde verließen das Haus. —

Arm in Arm ſchlenderten ſie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und hiſtoriſche Größe überall ſichtbar iſt, und die ſich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; ſie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, keiner ſagte zu dem andern: „Komm, laß uns dahin gehen," ſie gingen mit einander wie Eine Seele, ſie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Feund, der ihm vertraulich zuwinkte, er ſtellte aber Rudolph Niemanden vor, „denn," ſagte er, „erſt will ich Dich allein haben, und dann ſollſt Du auch von mir ganz nagelneue Menſchen bekommen."

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo ſie ſich bald von dem wogenden Menſchentreiben umfluthet ſahen. Karl kannte die Neigung

ſeines Freundes, der ſich gern im Volksgewühle tummelte und das bunteſte Treiben gern vor ſeinem ſtill beſchaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahlloſe Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anſchauen des mannigfachſten Wechſels einem einzigen Gedanken durch alle ſeine ſtrengen und weithinausragenden Conſequenzen, er ſah nichts mehr von all dem Gewühle, und wie die Magnetnadel im Sturme war ſein Geiſt unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde ſtanden oft ſtill, ſie redeten kein Wort, ſie hielten ſich ja einander; das iſt die ſtille Seligkeit der inneren Befreundung, daß man ſich ſtill in ſich ſelbſt wie laut in den andern verſenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menſchengewühl ſich verlor und das Siebengebirge in ſeiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Unterge-

hen und die Freunde ſtanden lange und ſchauten hinaus in dieſe Gluthenpracht.

„Morgen,“ ſagte Karl, „gehen wir zuſammen rheinaufwärts.“

„Und Deine Mutter mit.“

„Und Schweſter,“ ergänzte Karl. —

Während die Freunde ſich draußen umhertummelten, hatte Eliſabetha die feinſten Linnen aus dem Schranke geholt und war beſchäftigt, das Bett herzurichten. Es ſtand endlich fertig da. Eliſabetha ſtand in ihrem weißen Kleide ſinnend zu Häupten des Bettes, gedankenvoll ſchaute ſie drein; ſie hatte ihre Hand wie ſegnend auf das Kiſſen gelegt, auf dem Rudolphs Haupt ruhen ſollte; ſo ſtand ſie lange da, und als ſie ihres zerſtreuten Tiefſinnes inne wurde, ſchreckte ſie plötzlich zuſammen; ſie verließ ſtill das Zimmer.

II.

Traulich ſaß der kleine Kreis um den runden, von einer Aſtrallampe erleuchteten Tiſch; ein jedes war ruhig und heiter in ſich, und freudig in dem andern. Man lobte den ſchönen Abend, die Güte des Weines, ja ſogar des Bratens, und ſagte ſich doch nur, daß, wo gute liebende Menſchen beiſammen ſind, alles ſchön und gut iſt.

„Sind Sie ein geborner Weſtphale?" fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Oſtpreuße."

„Der tapfere Oſtpreuße, der die vier Fragen gelöſt, ſoll leben!" rief Karl.

Die Gläſer klangen hell.

„Es iſt herrlich," ſagte Rudolph, „daß die deutſche Nation anfängt, ihren Provinzialgeiſt, ihren Cantönligeiſt, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat ſich hier ſo ſchön bewährt. Nord und Süd, Oſt und Weſt, wir alle ſind eins, Alle müſſen die Angelegenheiten

der einen Provinz, des einen Staats als die des Gesammtvaterlandes anerkennen."

„Unsere kirchlichen Zerwürfnisse, die sogenannten Kölner Wirren," sagte Karl, „sind ein gräßliches Hinderniß der politisch compacten Einheit; das, was vor Allem noth thut, wird dadurch zerrissen und zerfetzt; wäre Deutschland kirchlich eins, es stünde längst besser."

„Immerhin," entgegnete Rudolph, „aber Deutschland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politischen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und diese Getheiltheit doch wieder geographisch und staatlich gemischt ist, gerade darin bekundet sich sein besonderer Beruf: Die Geistesfreiheit, das reine und allgemeine Menschthum, wie seine eigenthümlichen, geschichtlichen und zufälligen Besonderheiten zur Anerkenntniß und praktischen Wirksamkeit zu führen. Die deutsche Glaubensinnigkeit, die religiöse und politische Pietät wird durch die Alles durchdringende philosophische Erkenntniß zu einem höheren Ende

ziele hinanſteigen; nicht die Gleichheit iſt das Höchſte, ſondern die Freiheit der Ungleichheiten der Individualitäten, in ihrer rein perſönlichen und ihrer gemeinſchaftlichen Erſcheinung, das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an ſich vergänglich und wandelbar ſein muß.“

„Die Duldung wandelbar?“ fragte die Mutter, „warum denn?“

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüthe oder näher aus dem Gefühle ſtammt, man läßt einander gewähren, weil man ſich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern ſeine irrthümliche oder befangene Anſchauungsweiſe, als welche man ſie aber doch immer betrachtet; ändert ſich die Gemüthsſtimmung, ſo bricht, wie ſich das gezeigt hat, die alte Anſicht grell hervor; iſt man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erſt ſteht Alles auf ſicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die humane Nachſicht ſteht der Einſicht und Erkennt-

niß, die zur Liebe wird, weit nach; dort läßt man die Verſchiedenheiten gelten, weil man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterſcheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen ſeinen Beſonderheiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leiſe mit den Achſeln, man konnte nicht leicht enträthſeln, ob ſie dem Gedankengange nicht folgte, oder ob ſie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als ſie indeſſen ſchwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, iſt das Weſen der Harmonie, ſondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verſchiedenheit beharren, daß ſie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden;

in dieſer Reinheit ſchließen ſie ſich dann vermöge ihrer innerſten Natur dem Geſammtklange an, frei und ſelbſtändig gehen ſie doch im Ganzen auf. Das iſt meiner Anſicht nach die höhere deutſche Freiheit und echte Harmonie."

Eliſabetha blickte freudeſtrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten die theilnehmendſte Spannung, unwillkürlich nickte ſie ſeinen letzten Reden zu, und als er ſie fragte, ob ſie ihm „beiſtimme," fühlte ſie ſich gehoben und geehrt durch dieſe in nicht blos galantem Tone ausgeſprochene Frage; nach einigem Zaudern, indem ſie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verſchweigen, ſagte ſie:

„Ließe ſich nicht als Beleg für Ihre Anſicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutſchen allein den vierſtimmigen Geſang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als ſie dieſe Worte heraus hatte; denn ſonderbar, ſo frei und ſicher ſie

ſich mit Rudolph beſprach, als ſie ſich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zuſammengefunden hatte, ſo ſchüchtern und ſcheu war ſie jetzt, ſeine Gedanken ſchienen ihr ſo tiefgreifend, daß ſie ihr eine gewiſſe Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er ſo verſtanden und beiſtimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Inſtrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Intereſſen! ſchallt es von allen Seiten, Ihr Philoſophen ſeid abgethan, die Börſen ſind die peripatetiſchen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Intereſſen iſt das Loſungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu ſchlagen. Da ſollen wir auf einmal eine Nation von Induſtriellen werden,

alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde.“ —

Jeder Andere hätte wohl aus Rückſicht für die Frauen das Geſpräch auf minder ernſte Gegenſtände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rückſicht für die Frauen feſt; denn er glaubte mit Recht, daß wir unſere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht blos in Tändeleien oder eleganten Geiſtesſpielen ergehen, ſondern wenn wir auch die ernſteſten Dinge vor und mit ihnen zu verhandeln geneigt ſind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen verſinkende Würde der Männer — deren Folgen ſich in der nicht verſtandenen Emancipationsſucht zeigten — wiederherſtellen Dem Drange des Herzens ſowohl als dem Bewußtſein folgend ſagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch Du zu den politiſchen Supranaturaliſten oder Idealiſten

gehörſt, ja lache nur. es iſt nichts anderes, Ihr glaubt auf dem Boden der praktiſchen Wirklichkeit zu ſtehen und ſchwebt in ätheriſcher Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit erhabener zu halten, wenn Ihr ſie von allem Materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten ſtehen zu bleiben) die Geſchichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hanſa, die Niederlande, England: die Freiheit hat ſtets eine reiche materielle Baſis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, ſo iſt auch die Freiheit nur im materiellen Wohl, mißverſtehe mich nicht, die Freiheit iſt nicht das materielle Wohl, dieſes iſt nur ihr entſprechender Körper, die Freiheit iſt die Seele deſſelben; Du kannſt Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigſtens nur dem Begriffe, nicht dem Weſen nach; materielles Wohl iſt weit entfernt von Habgier und Genußſucht, Alles iſt des Mißbrauchs fähig, das ſchließt aber die Würde der Sache und

ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weiterſehende muß ſich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen.“

„Ich weiß,“ ſagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Tone, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir ſeien groß, ſtark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar ſagen dürften: Du ſollſt nicht ſtehlen; aber von alten näheren Diebſtählen und Unterſchleifen, da ſpricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, Du wirſt mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweiſen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zuſtände als ungeheuerlich barbariſche darſtellte und die Nation ſo durch derbe Vorwürfe aufzuſtacheln wähnte; jetzt aber hat man dieſe Redeweiſe umgeſtülpt, da wird gehätſchelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine ſchmeichleriſche Vertrauenspolitik nach unten

und oben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende selber, daß es gut mit uns steht. Es ist eine wunderbare Zeit, Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philosophen und Industrielle ziehen zufrieden an Einem Karren; ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da ist, hat der Zeitgeist gegen den Willen der Herren selbst hervorgerufen."

Karl ereiferte sich noch weiter in diesem Tone und hier offenbarte sich eine Kluft zwischen den Gesinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatsächliche, Unmittelbare und Nächste im Auge, dieses mit Ungestüm fordert, während Rudolph das Allgemeine und seine Entwicklungen beachtend, sich an den siegenden Gedanken und die Idee hielt. Das Gespräch schien sich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er sagte:

„Gerade darin, daß der Geist die Materie bewältigt, und wie Du sagst, der Zeitgeist das Gute gegen den Willen der Herren

hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindestens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl ist Gesundheit, und die Freiheit ist, wie schon Dein Börne sagt, eigentlich blos Gesundheit."

Auch Karl suchte einzulenken, und das Glas ergreifend, sagte er:

„Im Trinken ist materielles und geistiges Wohl, stoß' an, wir wollen auf Dein Wohl trinken." —

Elisabetha verschüttete den Wein, als sie mit Rudolph anstieß.

„Elisabetha," sagte Karl, „will hiemit symbolisch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß sein muß;" er stand auf, setzte sich an das Klavier und sang mit frischer, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Elisabetha, daß sie singe; sie weigerte sich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Elisabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheini-

ſche Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das iſt ja die ſchönſte Zeit.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ rief ſie aber bald nach den erſten Tönen und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„Eliſabetha war als Kind von 6—7 Jahren ein vollkommen muſikaliſches Wunder,“ ſagte Karl, „ſie lernte bald Muſik und dann wußte ſie ſchnell anzugeben, aus welchem Tone die Hausſchelle klingelte.“

„Oft ganze Tage,“ ſagte die Mutter, ſprach ſie Alles in einem ſelbſtgemachten Singſang.“

„Muß ich dabei ſein, wenn Ihr mein Signalement gebt?“ fragte Eliſabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünſchte Wendung auf, indem er ſich ſelber zum Gegenſtande des Geſprächs machte.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte er, „welche ſchnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompöſen Leichenbegängniſſe, ich war immer

dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernſte dieſer Ereigniſſe; überhaupt iſt es merkwürdig, daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft; ſie ſagte einſt zu mir, als ich ſie betrübte: „Rudolph, wenn Du nicht brav biſt, ſo ſterbe ich.“ „Mutter,‘ antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine ſchöne Soldatenleiche.‘

Man vertiefte ſich immer mehr in die Uranfänge unſeres geiſtigen Daſeins, die tiefſten Schleuſen der Innerlichkeit öffneten ſich und ſchwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiöſen Bewußtſeins geſprochen und Eliſabetha ſagte, die Worte faſt nur leiſe hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unſerm Heiland hatte, iſt unbeſchreiblich, ach! er iſt ſo himmliſch gut, alle Schmerzen der Welt nahm er auf ſich, ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: ſo eine gewiſſe Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt ſein;

wo ich einen Unglücklichen ſah, wünſchte ich daß ich ſein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn ich ihn hatte." Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph ſog den Lichtſtrahl tief in ſich ein; da ſchwand alle rationelle Discuſſion, wo die Herzensgüte ſich ſo offenbarte; nach einer Pauſe erwiederte er:

„Ich war nicht ſo gut, wie Sie, Fräulein Meurer, meine moraliſche Anſchauungsweiſe beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengeſetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Beherrſchung unſerer Natur das Höchſte ſei, ich aber war gar wild; wenn ich nun ſo z. B. in der Kirche ſtand, und beim leiſen Gebete Alles ſo ſtille war, daß man nichts hörte, als den Pendelſchlag in der hohen Thurmuhr, da ſagte ich oft zu mir: ei, du biſt doch recht brav und gut, du könnteſt ja jetzt jodeln oder mit deinem Geſangbuch eine Fenſterſcheibe einwerfen; daß du

dieß nicht thuſt und die Kraft es zu thun im Zaume hältſt, iſt das nicht recht brav?"

Ohne daß ſie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegeſpräch, zwiſchen Rudolph und Eliſabetha; Karl ſpielte Variationen über ein modernes Operntthema, die Mutter ſtand hinter ihm auf die Stuhllehne geſtützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Eliſabetha ſaßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren ſo beredt geweſen, als der Bruder und die Mutter noch zuhörten; jetzt, als ſie gewiſſermaßen allein waren, ſaßen ſie ſtumm einander gegenüber; ſie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und ſich die wunderlich bedeutſamen Spiele ihres erſten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenſeitiges Intereſſe gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anſchauungen und Beſprechungen ſich wieder in ſich ſelber vertiefen darf, daß man für die Darſtellungen, die ſich an

das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieser Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtsein zum Grunde, in unserer Persönlichkeit nach ihrer individuellen Erscheinung und nicht blos in dem allgemein Menschlichen in uns aufgenommen zu sein von einem Andern.

So saßen die Beiden einander gegenüber, sie spielten innerlich mit ihrer beiderseitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten begegnen, als Rudolph leise begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als sie uns über unsere Unterredung examinirte?"

Elisabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen, und dabei eine Unwahrheit aussprechen."

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtſamkeit dieſes ſo oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren, er ſprach noch lange und vielerlei, er erzählte mit den einzelnſten Details ſeine Reiſe, es war ihm faſt gleich, was er ſprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß ſein Auge auf ihrem Antlitze ruhen konnte, und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten ſie ſich ſo anſchauen können ohne Worte, Rudolph hätte längſt geſchwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karl's gegangen, ſie ſuchte ein Buch und in dieſem eine Stelle, ſie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwiſchen die Blätter und dann das Buch auf das Tiſchchen vor dem Bette Rudolphs; als ſie wieder eintrat, ſtellte ſie ſich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der ſich bei ſeinem Spiele heftig hin und her bewegte, ſie legte leiſe ihre Hand auf ſein Haupt, Karl hielt alsbald inne. —

Es war ſchon ſpät geworden, als man ſich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als ſie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöſcht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austauſch der Worte, die von ungeſehenen Freundeslippen ſtrömen, da ſpricht ſich Manches unverhohlen aus, was man ſich nicht ſagen kann, wenn man ſich anſchaut. Es giebt unzählige Menſchen, die im innigſten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber" ausſprechen können, ſchreiben können die meiſten Menſchen die feurigſten Freundſchaftsäußerungen, aber ſprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Myſterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte ſeinem Freunde, wie ſelig er ſei, daß ſie ſich ſo warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er ſein ganzes Weſen gehoben fühle von der reinen und friſchen Lebensluft in ſeinem elterlichen Hauſe,

er erging ſich in den kühnſten Ueberſchwänglichkeiten und wünſchte ſich ſogar einmal, jetzt, in dieſem ätherreinen Wonnegefühle zu ſterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in ſeinen halbſchläfrigen Antworten nur ſeine Zuhörerſchaft, und daß er noch wach ſei; als nun Rudolph, den ſein letzter Ausſpruch gereute, denſelben zu beſchwichtigen ſuchte, da er ſich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von ſeinem Freunde, er war eingeſchlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer ſo gewaltig, daß er das Rollen ſeines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebniſſe dieſes Tages nochmals vor ſeiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuſchte ſich, wenn er glaubte, Ruhe ſuchen zu wollen. Jetzt, mit geſchloſſenen Augen ſchaute er all das Vergangene noch ſeliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn ſein Geiſt, und als

er endlich in Gedanken vor dem Bette der ſchlafenden Eliſabetha ſtand und einen reinen ſtillen Kuß auf ihr geſchloſſenes Auge drückte, da flüchtete er ſich ſcheu wie ein Frevler zurück; er ſuchte die Zügel ſeines Geiſtes wieder zu faſſen, es wollte ihm nicht gelingen. Er zündete ſich ein Licht an, in der ſichtbaren Geſtalt ſeiner Umgebung ſollte er ſich ſelber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit ſich ſelber pſychologiſche Experimente machte; oft, wenn ihn die perſönlichſten Lebensintereſſen und Stürme bewegten, ſuchte er ſich mitten in denſelben in allgemeine Ideen und Geiſtesanſchauungen zu erheben, da nahm er dann ſeinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; feſt und abgeſchloſſen, wie die marmornen dem Himmel entſproſſenen Göttergeſtalten, ſtanden hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Band flatterte hier, an das er ſein unſtetes momentanes Denkleben

knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinausheben über sich selber, so war seine Seele beruhigt und begütigt.

Diese individuelle Besonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung seiner Standeseigenheiten; wir Büchermenschen, Gelehrte, oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beschaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir gießen dann gern das beruhigende Oel fremder in der Schrift gehaltener Gedanken in die wogende Brandung unseres Innern, oder suchen das mattflackernde Geisteslicht damit zu tränken.

Rudolph suchte ein Buch, und wie war er freudig erstaunt, als er ein solches auf dem Tische vor ihm fand! es waren die „Predigten über den christlichen Hausstand von Schleiermacher;" er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er schlug die dadurch bezeichnete Stelle

auf und las: „In demſelben Maaße als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten Engel zu den Menſchen herabkamen und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maaße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß deßhalb die Kraft des Geiſtes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebete erſchienen und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch indem ſie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebiets auf

eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühles oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dies alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nun immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Feſſeln uns befreien, die wir uns im geſelligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt; dann wer-

den wir auch in unſerem geſelligen Leben ebenſo geſegnet ſein wie jene Erzväter es waren. Jedem erſcheint dann ein tröſtender oder warnender Bote Gottes, wo er deſſen bedarf, und im Gegenſatz gegen jene alte Geſchichte, wo die größeren Beſtrebungen der Menſchen dadurch zerſtört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, ſie von einander ſonderte, wird auf dieſem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreiſen der Einzelnen und Dem, was ſich unmittelbar damit verbindet, ein ſchönes Verſtändniß der Geiſter, ein freier, hülfreicher Verkehr ſich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieſelben Zeichen verſtehend, dieſelbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinſamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heiteren und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen."

„Amen!“ wiederholte Rudolph wie mit leisem Gebete, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löschte das Licht und hüllte sich in die Kissen; er überdachte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er diese Muthmaßungen wieder und erging sich in der besänftigend schönen und echtmenschlichen Weltanschauung des christlichen und echtmenschlichen Predigers, bis er in Schlaf versank. Wunderbar! von Allem, was heute so ausschließlich seine Seele beherrscht hatte, ragte nichts herein in sein Traumleben, er hatte heute nur einmal aber innig seines verstorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traume an seiner Seite vor den Thoren seiner Vaterstadt. Es war immer ein rührender, ja fast wehmüthiger Anblick, wenn der schmächtige Vater, dessen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, sich noch am Abende keine Ruhe gönnte und seinen Rudolph an der Hand nochmals

einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und ſich ſo an ſeinem lieben Sohne allein erfreute. — — —

III.

„Es ist merkwürdig, daß Deine Schwester Lisbeth heißt," sagte Rudolph andern Morgens zu seinem Freunde, und dieser erwiederte:

„Ich sehe nichts Merkwürdiges daran, nur das ist eigen, daß sie sich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verketzern läßt, wir müssen den fünfsilbigen Namen immer ganz aussprechen; wir wollten sie Elise oder Betty oder sogar Bettine heißen, und nun machst Du gar das populäre Lisbeth daraus."

„Der Name ist eigentlich ebräisch," sagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Testamente Elisseba."

„Du hast doch noch was von Deinem Theologen übrig behalten," sagte Karl, „sag' mal Fridolin, Du frommer Knecht, bist Du auch noch immer so ein moralischer Rigorist, wie Du als Theologe warst?" Karl knüpfte

noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiederte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuverſicht gab, als ich Theologe war: ich mußte mir geſtehen, ich war dogmatiſch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Berufe nur darin, daß ich mich ſittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißneriſchen Sophismen der Weltſitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältniſſen beſtimmt, die theologiſche Carriere aufgab, da ſagte ich mir: das ſoll mir kein Freibrief ſein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen, ich bin es meiner Selbſtachtung ſchuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dome, aber nicht mehr allein, denn Eliſabetha ging zwiſchen ihnen.

Jeder hat wohl ſchon auf einer längeren Reiſe, bei einem längeren Aufenthalte in einem Gaſthofe oder einem Bade bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer greifenden freundlichen Begegnung von geſtern, ſich näher und vertrauter erſcheint, als man ſich am Abende verlaſſen. Das Leben des Einzelnen hat ſich wieder in ſich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat ſich behaglich in die ſchlummernde Seele eingewiegt, und nun tritt man ſich neu und friſch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit geſteigerter Empfindung blickten ſich Rudolph und Eliſabetha an. Rudolph bewunderte den leichten und ſicheren Gang Eliſabetha's, ihre Haltung war gerade, in ſich ſicher und abgeſchloſſen, ihre ſchlanke Geſtalt ſchien höher in der freien Bewegung; nur den modiſchen Hut verwünſchte Rudolph, ihm war an Eliſabetha die ſchöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, deſſen zierliche Rundung und leichte und raſche Abbiegung des Hinter-

kopfes das platt anliegende geſcheitelte Haar ſo ſchön hervortreten ließ; alles dieſes war nun durch die feſtſtehende ſteife Rundung und Aufſtülpung des Modehutes paralyſirt.

„Einen Gang nach dem Dome," ſagte er zu Eliſabetha, „ſollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopfe machen, das müßte Sie ſehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? das iſt ſchön, aber ſo ein großer Philoſoph Sie auch ſein mögen, Sie können doch nicht ermeſſen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafsplatz und ſtanden pölzlich vor dem Dome ſtill. Niemand redete ein Wort, Eliſabetha blickte leiſe nach Rudolph, ſein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Eliſabetha's und ſagte:

„Das konnte der Glaube; er konnte Berge verſetzen, ſie frei und feſthämmern als Zeugen

und Hüllen ſeiner Andacht, denn der Glaube iſt die unendliche Alles beſiegende Liebe."

Er hielt die Hand Eliſabetha's noch feſt, ſie ſtanden auf offener Straße, ſie wußten es nicht, aber ſie fühlten, es durfte, es mußte ſo ſein.

Sie waren im Dome. Leider wurde wegen der Bauten im Innern nur in einer Seitenkapelle Meſſe geleſen, aber die wie fernher klingenden Orgeltöne übten ſo einen eigenthümlichen magiſchen Zauber.

„Ich komme mir immer ſo groß und doch wieder ſo klein vor, wenn ich unter dieſem heiligen Säulenwalde umherwandle," ſagte Eliſabetha, „das haben Menſchen, unſere Vorfahren gepflanzt; wie klein iſt eine Menſchengeſtalt gegen dieſen Bau, und doch wie klein iſt dieſer Rieſenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!"

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altare, inbrünſtig murmelten ſie leiſe

ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Rudolph sagte zu Karl:

„Es hat gewissermaßen eine typische Bedeutung, daß der betende Katholik sich von der geräuschvollen Theilnahmlosigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt sich und seine Kirche zum Gegenstande der forschenden Betrachtung machen, er läßt sich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; so steht auch der Katholicismus umrauscht von den Wogen der Weltgeschichte, umkreist von den Gedankenschwärmen der freien Philosophie fest und unbeweglich; die vorbeirauschende Welle, der aufsteigende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar ist schon auf seinem kühnen freien Fluge ermattet, hat seine Reihen verlassen und ist flugerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus ist die höchste Religion, er ist die strengste Consequenz des Glaubens.“ Und nun führte Rudolph das Dilemma der bei-

den Consequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheist sein müsse.

Elisabetha schien diesem Gedankengange nicht zu folgen, sie fragte Rudolph bei einer Pause:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?"

„Nein," erwiederte dieser mit einer besondern Bestimmtheit, und doch zitterte dieses Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche persönliche Bedeutung dieses für ihn haben könnte; „aber," sagte er schnell wieder zu sich, „ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden; nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unsere Seelen einander erschlossen, sondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer sichtbaren Kirche, sondern als bewußte Menschen der unsichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden." —

Rudolph hätte gern in den Mienen Elisabetha's den Eindruck erforscht, den diese neue

Eröffnung auf sie gemacht, aber er konnte nicht, denn sie waren eben vor das Dombild, diesen herrlichsten Schatz altdeutscher Malerei, getreten. Man hatte sich mitten in der Kirche in Abstractionen verloren, die weit über sie hinausführten, dieß schien einen gewissen Zwiespalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, sie wollten sich ferner durch kein Wort mehr stören.

Schweigend gingen sie endlich die Treppen und das Gerüste hinauf nach der Kuppel des Doms, und hier in dieser morgenfrischen sonnigen Fernsicht athmeten sie wieder neu: die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stätte und die jetzt so nahen Berge. Als sie sich sattsam an diesen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl seinem Freunde die Structur des Baues in seiner jetzigen Gestalt und in seiner einstigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlassen, am Schlusse seine ketzerischen Ansichten hinzuzufügen, ketzerisch, insofern sie

den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er ſagte:

„Man ſollte dieſen Bau nicht vollenden, man ſollte ihn nur in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erhalten ſuchen. Worin beſteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothiſchen Baues? In ſeinem Alter und nicht darin, daß er abſolut ſchön iſt. Uebermenſchliches, ich möchte ſagen Fauſtiſches, ſoll man nicht vollenden, die Phantaſie hat an dem „Schluß fehlt" den beſten Spielraum, ſodann iſt der unvollendete Bau unmittelbarer hiſtoriſch als der vollendete."

Karl war hierin inconſequent, denn er, der den materiellen Beſtrebungen ſo abhold war, hätte ſich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein hiſtoriſches Heiligthum erfreuen müſſen; aber es iſt unendlich ſchwer und ſelten, daß Alles mit dem Principe übereinſtimmt. Rudolph wendete ſich indeß nicht nach dieſer ungedeckten Seite, denn er erwiederte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die hiſtoriſche und poetiſche Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unſerer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die Steine der Gläubigen und Freidenker gleich feſt an einander ſchließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeiſtes und des verſöhnten Weltgeiſtes ſein.“

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentiſirte Enthuſiasmus für dieſen Nationalbau zu einer Kinderraſſel werden könne, über der man die ernſten Fragen und Schmerzen vergeſſe, und daß man ſich ſchon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu ſetzen, was ſich erſt nach der praktiſchen Verwirklichung derſelben gebühre.

Rudolph erwiederte mit ungewohnter Heftigkeit, daß man ſich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müſſe, und Karl ſchwieg.

Eliſabetha hatte während dieſer ganzen Zeit ſtille und oft abgeſondert geſtanden; ſo ſehr ſie auch an eine gewiſſe Geiſtesfreiheit gewöhnt war, dieſe fertige und offene Rückſichtsloſigkeit Rudolph's machte ihr doch ein gewiſſes Bangen, er brannte bei jedem Anlaſſe ſo leicht und ſchnell das ſchwere Geſchütz der Philoſophie los.

Im Heruntersteigen nahm ſie daher ihren Bruder bei Seite und flüſterte ihm etwas ins Ohr, dieſer aber ſagte laut:

„Nein, nein, Du mußt mit in die Gemälde-Ausſtellung gehen."

Rudolph ſtand einige Treppen weiter unten, er kehrte ſich um und mit einem wehmuthsvollen Blicke nach Eliſabetha aufſchauend, ſagte er:

„Warum wollen ſie nicht mitgehen?"

Eliſabetha ward von dieſer Frage ſonderbar betroffen, und ſie erwiederte: „Ich gehe mit."

Nach einem Gange rings um den Dom gingen die drei mit einander nach dem Gürzenich, dieſem gewaltigen Freudentempel, der ſchon ſo viel Luſt und Jubel in ſich verborgen und der noch im vorletzten Winter ſein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war er aber von den ſtillen Harmonien der Farben erfüllt, und ſtille wandelten die Menſchen zwiſchen den Bildern auf und ab, gleich als ſpräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Eliſabetha fühlte ſich vorzugsweiſe von den Landſchaftsbildern angezogen, von denen ſie die meiſterlichſten kannte und ſchnell wiederfand, während ſich Rudolph und Karl mehr den hiſtoriſchen und ſogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten ſie vor einem großen Gemälde von Bouterweck, „Rebekka und Iſaak,“ mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moſes K. 24. V. 61—65, darſtellend; Rebekka ſteigt von dem Kameele, vielleicht etwas zu ſehr im Re-

gligé, und Isaak hält, im Tiefsten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrunde sitzen schöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung ist mir eigentlich nicht biblisch genug," sagte Karl, „es kommt mir immer vor, als sollten das Beduinen sein; es ist doch merkwürdig, wir verlangen von dem biblischen Bauern- und Hirtenleben eine besondere Idealität, weil diese Geschichten uns von Jugend auf so erscheinen und doch ist es nur patriarchalisch sinnlich."

„Sinnig," berichtigte Rudolph, „unsere Maler könnten aber auch wohl unser Leben, wie es in Dichtung und Wirklichkeit hervortritt, so auffassen;" zu Elisabetha gewendet, fuhr er ganz leise fort: „ich wünschte, daß ein Maler die Scene von Lisbeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrunde, entfernt von beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, seine Hände segnend nach dem Paare ausbreitend, das im

Vordergrunde vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt ſich ſelber einſegnet.“

Eliſabetha hörte ihm mit geſchloſſenen Augen zu

„Ich finde,“ ſagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation ſehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Iſaak ſehnſüchtig nach ihr ſchaut, ihre Blicke haben ſich ſchon in Liebe begegnet, der Mann iſt kecker und ſchaut ſie noch unverwandt ſo an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verſchämt zur Seite, ſteigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen.“

Rudolph blickte unwillkürlich auf Eliſabetha, auch er ſchaute ſie mit kühner Sehnſucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Eliſabetha folgte ſtill und ſchweigend, ſie war beklommen, denn ſie fürchtete ſich, in ſolcher Aufgeregtheit dem Anblicke ſo Vieler ausgeſetzt zu ſein; ſie meinte, man müßte ihr Innerſtes

an dem Geſichte ableſen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man ſchweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute ſich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunſt der Zeit ſo reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten ſich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büſten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer ſehr an," ſagte Eliſabetha auf der Straße wieder frei athmend, „es iſt ſo unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in ſich aufzunehmen, an dem der Meiſter Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar dieſe Maſſe von Bildern."

„Das iſt aber bei allem Aufnehmen geiſtiger Productionen ſo," erwiederte Rudolph,

„wir treten bei dem Aufnehmen eines Geisteswerkes wieder in den Moment seiner ersten Schöpfung durch den Bildner, seinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie lesen sie in einem halben Tage, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung ist das Werk eines Augenblicks; da erstehen plötzlich, wie mit Einem Zauberschlage, alle die Gestalten, ihr Leben und ihre Schicksale im Geiste des Dichters, die freie Thätigkeit des Geistes, unbehindert von irgend einem Stoffe, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja fast keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederschaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit seines ersten reinen Werdens. Sie kennen den Ausspruch, ich glaubr er ist von Racine: „Die Tragödie ist fertig, es fehlen nur noch die Verse.“ so auch ist bei dem Maer die eigentliche Schöpfung eines Bildes ein

Moment, die Gestalten stehen in ihm und gewinnen dann erst in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Ursprungs hinein zu versetzen, so nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir schaffen es eben so schnell, rein und immateriell."

„Das werden Sie doch aber nicht bestreiten, daß das sehr ermüdend ist?" entgegnete Elisabetha lächelnd, „können Sie einen ganzen Band Gedichte, in denen die verschiedensten Stimmungen und Situationen neben einander stehen, in Einem Zuge lesen? Und doch ist das nur Ein Menschenleben, aus dem sich Das alles erschließt." — Elisabetha konnte nicht ausreden und Rudolph seine Erwiederung nicht anbringen, denn Karl sagte:

„Ich fühle immer einen gesunden Appetit, wenn ich von der Ausstellung komme, ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthsbewegung, namentlich aber, wenn ich musicirt oder viel

Bilder geſehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit.“

Er drang nun darauf, daß man ſich alsbald zu Tiſche begab.

IV.

Nachmittags begab ſich die ganze Geſellſchaft auf das Dampfſchiff, um rheinaufwärts nach dem holdſeligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in der Beſorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in der Arrangirung der Plätze u. dgl.; er erfreute ſich ungemein an dieſen kleinen Hülfeleiſtungen, denn nichts erfreut ein aufmerkſames Herz mehr, als den Befreundeten, ſei es auch äußerlich, irgend eine kleine Laſt abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dieß zur bloßen hohlen Höflichkeit herabgeſetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich beſetzt, Rudolph hatte ſich den Damen gegenüber poſtirt und man überſah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes ſchien die Sonne Eliſabethen gerade in's Antlitz, Rudolph ſtand ſchnell auf, und ein eigenthüm-

liches Gefühl durchzuckte ihn, als er Eliſabetha eine Zeit lang mit ſeinem Schatten zudeckte.

Unter mancherlei Geſprächen war man in der unintereſſanten Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der ſich zu Bekannten geſellt hatte, ſchnell herbeikam und Rudolph am Arm faſſend ſagte:

„Komm, hör zu, das iſt eine herrliche Geſchichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; ſie ſtreiten ſich dort, welches der welthiſtoriſche Fußſchemel ſei, den der Hofmann dem franzöſiſchen Thiers untergeſchoben; ſieben Schemel ſtreiten ſich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolſterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiſerner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger geweſen, und er citirt dafür die Pythia und alle Hexenweiber; komm!“

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: ſieben Kölner ſtanden auf ſieben Fußſchemeln und einer nach dem andern hielt mit dem

den Kölnern eignen Mutterwitze eine Schutzrede, daß ſein Unterthan der einzig rechtmäßige ſei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach ſeinem Landhauſe fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entſchied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußſchemel, ſondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halloh erledigt und wurde dann beim Weine beſchmauſt.

„Man ſoll auf Reiſen gehen," ſagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Phyſiognomik zu verlieren."

„Ich gebe ſehr viel auf die Phyſiognomie der Hand," ſagte die Mutter, „namentlich läßt ſich eine gewiſſe Treuherzigkeit daran erkennen."

Rudolph reichte lächelnd ſeine Hand hin. „Sie ſind brav," ſagte die Mutter, den Druck ſeiner Hand erwiedernd.

„Ich glaube," ſagte Eliſabetha, „die meiſten Menſchen ſehen unbedeutender aus als ſie ſind."

Rudolph war hocherfreut über dieſe liebevolle Vorausſetzung in der Menſchenbetrachtung Eliſabetha's; ſie begegneten ſich ja in dieſem ſchönen Vertrauen zu Allen, er ſetzte daher hinzu:

„Und das mag wohl beſonders bei uns Deutſchen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzoſe mit ſchwarzem Haare, ſtarken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelſpiel, prätendiren weit mehr innere Geiſtesthätigkeit, als ein blonder, blauäugiger, ſtiller deutſcher Kopf, und doch ſind wir Deutſchen die geiſtigſten."

„Man nimmt ſehr leicht," ergänzte die Mutter, „den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenſchaft für den Ausdruck der innern geiſtigen Bewegung."

Das Geſpräch ſpann ſich noch lange fort und wurde durch mannichfache Anekdoten ge-

würzt und auf andere Gegenstände übergelenkt; Elisabetha war beredter als je, jede Befangenheit schien endlich von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfschiff legte in Bonn an, eine große Menge Landleute, meist Frauen, stiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erschienen sie halb nonnenhaft.

Auf seine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das seien Wallfahrer, die nach der „Pützgenskirmes" gingen; er fuhr sich seufzend mit der Hand über die Stirne, dann erschien es ihm wieder als eine burleske Ironie der Zeit, daß die Dampfmaschinen des neunzehnten Jahrhunderts die Wallfahrten befördern; ein stilles Lächeln schwebte um seine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieses vielgestaltigen

Juwels mit ſeinen wechſelvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu faſſen?

Unſere Reiſenden ſtiegen in Nonnenwerth an's Land, deſſen geräumiges Kloſter zum bequemen Gaſthofe eingerichtet iſt. Hier auf der ſtill athmenden Inſel muß man ſtehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Bruſt einziehen zu laſſen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Finale, alle Kraft und Pracht ſeiner Schönheiten geſammelt, um dann ſtill und ernſt ſeinen Lauf nach dem Weltmeere zu beenden, denn wie nach einer ſtillen Verabredung der Natur enden hüben und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern faſt mit einander. Da ſteht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Berggürtels, links auf buſchigten Felſen das liebliche Rolandseck, aus deſſen offenem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchſtreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Pläne und die ſchattigen Laubgänge der Inſel.

Es war Samſtag Abend, von allen Seiten tönten die Kirchenglocken von nah und fern, und riefen Willkommen dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brauſen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdome aufgeſtellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, und nur von fern tönte eine einſame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das ſeine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im ſtillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen ſtill mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihr Seelen hoch über die Welten, ſie ſchwebten in der Unendlichkeit, gemeinſam, eins, ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, ſie hatten ſich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dome in den ſtarren Panzer der Reflexion gehüllt, ſich nicht hatten erheben laſſen, fühlten ſich

hier frei und erlöst von aller irdischen Schwere im lichten Aether des Alls. —

So hoch und gewaltig aber auch die unsichtbare Hand des Alls emportragen mag in der Andacht, nur eine kurze Spanne Zeit — nach unserm irdischen Maaße gemessen — schweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten sich längst wieder freudig auf der Erde gefunden, als sie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine sternglitzernde wolkenlose Nacht, kein Mondschein mit seinem wechselnden Lichte gleitete über die Erde, die Berge standen wie in stillem Schauer, der Wellenschlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitete murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtsein erregt, so mit lieben Menschen auf einer Insel eingeschlossen zu sein, eingeschlossen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlassen kann; es däuchte Rudolph

ſo ſchön, von dem gewohnten Feſtlande hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Inſel verſetzt zu ſein; er äußerte Dieß und Eliſabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber ſagte, auf die hell erleuchteten Fenſter des Kloſters deutend:

„Ich finde es ſchön, daß ſich das Comfort mitten in die Naturſchönheiten hinein feſtgeſetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum ſtören die Poeſie, die reine Naturfreude nicht, ja ſie vermögen ſie ſogar in mancher Beziehung zu heben; aber ſie ſind nicht die Freude, die Poeſie, das Glück; das iſt ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, ſeitdem wir die beſchränkte Idylle aufgegeben, eine ariſtokratiſirende Genußſüchtelei ſich breit macht, da ſoll nun alles Glück ſich nur auf Teppichen und zwiſchen ſeidenen Tapeten bewegen. Das Com-

fort, der Reichthum iſt angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringſten ſtören.“

„Mich wird jetzt ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein gar nicht ſtören,“ ſagte Karl lachend.

Man ging in den Speiſeſaal, der von Fremden aller Art, aus denen beſonders die egoiſtiſch ſchweigſamen Engländer hervorſtachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus ſeiner Stadt, einen Advokaten mit ſeinen beiden Töchtern; ſo lieb und werth ihm der Mann auch ſonſt war, ſo mußte er ſich doch faſt zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieſes unmittelbare Hereinragen ſeiner alten Umgebung war ihm ſtörend, er wußte nicht, warum; und als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er ſehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand dieſe Bemerkung höchſt ungehörig; er dachte nicht daran, daß er ſich ſeinen Backen-

bart hatte abnehmen lassen, er glaubte, Jeder müsse ihm die Bewegungen seiner Seele aus den Mienen lesen; es ärgerte ihn, daß die Welt nichts still und in sich begnügt keimen und wachsen lasse, aber es war auch, als ob diese Erscheinung aus der Heimath eine namenlose Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in sich gekehrt kam er zu unserer Gesellschaft zurück. Niemand außer Elisabetha schien die Veränderung an ihm zu bemerken, sie blickte mehrmals verstohlen rückwärts nach dem Advokaten und seinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort" so aufgeheitert, daß er fast ganz allein das Wort führte, und der reiche Springquell seiner Laune sprudelte unaufhaltsam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit bedarf keines großen, ja sie bedarf eigentlich gar keines Gegenstandes, um sich daran zu offenbaren; eine komische Bewegung, ein Zwikken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hinein-

zuziehen. Mit zwei hohlen Eierſchalen agirte Karl und ließ ein Heer neckiſcher Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierſchalen repräſentirten zwei hohe Mäcene der Kunſt und Wiſſenſchaft, die um künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Antiken-Acquiſitionen rivaliſirten.

Rudolph erfreute ſich noch beſonders an dem herzlichen und ſchönen Lachen Eliſabetha's, an ihrem ſchönen Lachen, denn im Lachen zeigt ſich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarſten und unbeherrſchteſten Affecten nicht über die Grenzlinie des Wohlgefälligen und Zarten hinausſtreift.

Man war in der heiterſten Laune, als endlich die Gäſte ſich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun ſprang Karl auf, ſetzte ſich an das Klavier und heute mußte Eliſabetha ohne Widerrede ſingen; ſie ſang zuerſt mit unerwarteter neckiſcher Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden" ꝛc.

und ſodann das „Alphorn von Proch," ſie ſang ſo frei und leicht, die Töne quollen ſo friſch und voll hervor, daß man es fühlte, ſie that es mit ganzer Seele und innigſter Luſt, und dies Gefühl ging auf jeden Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied von Proch?" fragte ſie dann Rudolph.

„Die Melodie iſt unvergleichlich ſchön, aber der Text iſt doch gar zu allgemein verſchwimmend, er kömmt mir immer vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus anderen Liedern zuſammengeflickt, es iſt gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die ſchöne Melodie!"

„Ach nein, ach nein," erwiederte Eliſabetha, „bei einem Liede gilt die Muſik weit mehr als die Worte; das ſind die beſten Lieder, die ohne Muſik nicht Viel und mit Muſik Alles ſagen, erſt da hat die Muſik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, ſind keine echten Lieder, aber

da, wo nur der leiſe Hall einer Empfindung gegeben iſt, da kömmt die Muſik mit ihrem hundertfältigen vollen Klange."

Eliſabetha ſetzte dieſes Geſpräch noch weiter mit Rudolph fort und ſuchte ihn durch mehrere Beiſpiele zu überzeugen; er geſtand endlich mit innerem Entzücken, daß ſeine bisherige Anſicht vielfach falſch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, ſich von einem geliebten Mädchen ſeine Anſichten berichtigen und ergänzen zu laſſen, das iſt die ſchönſte Herrſchaft, das ſchönſte, ſicherſte Verſtändniß; Rudolph fühlte Dieß in ſeiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerſtreben durfte, zwang ſogar ſeine Mutter, daß auch ſie ſang; ſie trug endlich mit wohlgebildeter aber etwas unſteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rouſſeau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et
tranquille

Et la paix du soir se repand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur,
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es iſt ſo ſchön, die duftigſten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamme Einer Familie blühen zu ſehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anſpruchloſes, zu dem ſelten eine ſelbſt eroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer ſchlichten Bürgerfamilie, ſein Vater war Briefträger geweſen, und mit ſo inniger Liebe und Verehrung er auch an das ſtille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geiſtigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewiſſe Freiheit des Standes oder des Beſitzes gebunden ſind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieſes Singen wie die ganze Bildungsſphäre der Mutter Rudolph ſo tief; wenn es irgend eine verzeihliche Ariſtokratie giebt, ſo

iſt es gewiß nur die der fortererbten freien Bildung. — —

Ein Jedes war ſchon zu Bette gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karl's kam und ſich zu ihm vor das Bett ſetzte; ſie ſprachen lange davon, wie doch die Univerſität der einzige wahrhaft freie Punkt unſeres heutigen Lebens ſei, ſie hatten ſich nie gefragt, weß Standes ihre Eltern ſeien, oder hatten es wieder vergeſſen, ja, ſie hatten es kaum mehr gewußt, daß ſie in verſchiedenen Confeſſionen geboren waren.

„Iſt Deine Mutter auch katholiſch?" fragte Rudolph.

„Nein, ſie iſt eine Proteſtantin."

„Das war alſo eine gemiſchte Ehe?"

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel geſegnetere Ehe geſehen."

„Herrlich!" jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber

ſelbſt vor ſeinem innigſten Freunde konnte er ſeinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenſter ſtehen, und hinausſchauend nach den ſternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum haſt Du mir in Berlin nie von Deiner Schweſter erzählt?"

„Vor 8—9 Jahren war ſie noch ein ganz unbedeutender Backfiſch, was war da viel zu erzählen!"

„Hat Deine Schweſter ſchon geliebt?" fragte Rudolph wieder.

Karl richtete ſich im Bette auf, und nach ſeinem Freunde ſchauend, ſagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich Du und ich."

„Nein! Nein! kein Mann iſt eines Mädchens würdig, deſſen erſte Sehnſuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?"

„O Du großer Philoſophiſt!“ lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!“

Karl kannte dieſe Wendung ſeines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er den Zwieſpalt, der ſich in ihm aufgethan, ſelber am beſten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieſer ſtand wie feſtgebannt am Fenſter und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit Du nicht im Dunkeln fällſt,“ ſagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte ihm die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit ſchweren Träumen, er wußte nicht was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem frischen Athem des Morgens, der von der thauglänzenden Landschaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenster hinaufstieg, klärte sich bald die brausende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Gesellschaft, die im Saale seiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß frischer Feldblumen und Zweige vor sich liegen, die Elisabetha auf ihrem frühen Spaziergange gesammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden sich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherstreifen, da zieht sich in hundertfältigen Wechselschlingungen ein Band des frischen freien Verkehrs zwischen den Geistern; man wandelt beiderseitig auf neutralem Boden und in Einem Tage schließt man sich näher und bestimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feststehenden häuslichen Lebens; das be-

währte sich heute mehr als je bei unserer Gesellschaft.

Nach einem Gange auf der Insel setzte man nach dem jenseitigen Ufer über und bestieg Rolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchsäulen aus den Häusern stiegen gerade empor zum wolkenlosen Himmel. Die Glockentöne schwebten über die thauglänzende früchtegesegnete Natur; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge selber diese Töne ausströmten.

Mutter und Tochter gingen vorauf, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hause des Dorfes Rolandseck saß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenster und schälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer, und sie erzählte, sie sei die Beßtemutter (so nennt man am Niederrheine die Großmutter) des Hauses, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh gestorben sei, sie bat die „lieben Herren," sie möchten ihren neunjährigen Johann nur sehen, er sei schon in seinem Le-

ben ein Engel geweſen, ſo gut und ſchön und lieb, und jetzt ſehe er gerade aus, wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten geſehen,“ ſagte Rudolph.

„Was? nun kömmſt Du augenblicklich mit herauf.“

„Nein, nein, jetzt nicht.“

„Jetzt, gerade jetzt, Du mußt; ſchämſt Du Dich nicht dieſer Weichherzigkeit? komm!“

Rudolph kannte den eiſernen Willen ſeines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen ſtand; ſie traten ein, der Vater klagte ihnen ſeine Noth, daß er die Beerdigungskoſten nicht erſchwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorfe auf den Kirchhof bringen müſſe; die Freunde theilten ihm mit, was ſie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unſern lieben Johann ſehen,“ ſagte die hinzutretende Beßtemutter.

„Ja, ja," ſagte der Vater, und ging den Beiden voran, eine ſchmale ſchwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Boden in weiße Linnen gehüllt, auf einem Lager von Stroh lag hier ein ſchöner langgeſtreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Bruſt gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geſchloſſenen Augen zeigte ſich die Todesfarbe; eine brennende Oellampe ſtand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer ſpärlich. Karl näherte ſich dem Kinde und legte ſeine Hand auf deſſen Mund. Rudolph ſtand ſtumm und ſtarr zur Seite, kein Wort wurde geredet und ſchweigend ſtiegen ſie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!" ſagte Rudolph händeringend, als ſie wiederum auf dem Wege waren, „das iſt der Tod! Wer all die tauſendfachen Verſchlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die ſich durch jede Secunde hindurchwälzen, zuſammenfaſſen könnte,

es wäre ein ſinnverwirrender Gedanke; hier draußen iſt alles Luſt und Leben, die Sonne leuchtet ſo ſchön, die Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menſchenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich ſein und glücklich machen, ſo lange wir leben; der Abend kömmt ſo bald, ſo bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig ſterben zu können, ich glaubte, mein beſtes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht ſterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erſt an."

Die beiden Freunde umarmten und küßten ſich, gleichſam als Bewährung, daß ſie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß ſie dieſes Zwiſchenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müſſen das in uns verwinden," ſagte Karl. „Und," ſetzte Rudolph hinzu, „wenn wir nicht Alle eine gemeinſame Betrübniß im Hintergrunde haben,

ſind wir unmittelbarer genöthigt, ſie zu beſiegen.“

„Es gebührt dem Manne,“ ſagte Karl, „Manches ſtill in ſich zu überwinden.“

„Dieſer Anſicht bin ich nicht, aber komm.“

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlaufe den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die anſpannende Aufregung der phyſiſchen Kräfte zerſtört leicht den ſeeliſchen Schmerz.

Karl hatte ſich zu ſeiner Mutter geſellt. Rudolph ging mit Eliſabetha, er erzählte ihr, daß ſie ſich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es ſei, daß unſere Kräfte zu ſchwach ſeien, den Menſchen zu helfen, wie viel weniger ſie eigentlich zu erfreuen.

„Die ſchönſte Freude,“ ſagte Eliſabetha, „iſt doch die Wohlthätigkeit.“

„Wohlthun,“ erwiederte Rudolph, „wie ſchön und wahr iſt das deutſche Wort; wie wenige Menſchen bringen es zu der ſchönen Seelenſtimmung, daß ſie demjenigen, dem ſie

Hülfe leiſten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! um das nackte bloße Leben durchzuſchleppen, dazu braucht man nicht Menſch, dazu kann man Thier und Pflanze ſein, die eben haben, was ſie zur Noth bedürfen; der Menſch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Friſtung deſſelben erhöht.“

„Ja wohl, ich verſtehe, was Sie meinen: man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, ſo oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu ſagen.“

Rudolph hörte mit ſtillem Erquicken dieſe Worte, durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor ſein Bette gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Eliſabetha geradezu, ob ſie dieſelben in den letzten Tagen zu Hand gehabt; ſie ſprach ihr Nein in ſo unbefangenem Tone, daß Rudolph nun ſicher war, ſie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Walde auf den ſchön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Ru-

dolph fühlte ſich jetzt ſchon faſt ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelaſtet hatte, die volle Federkraft ſeines jugendlichen Gemüthes ſchnellte ſie alsbald wieder zurück; in einem Zeitraume von wenigen Stunden konnte er die verſchiedenſten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in ſich durchdringen und kund werden laſſen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der Empfindungen nach ihrem eignen Zeitenmaße meſſen, Veränderlichkeit oder Leichtſinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach ſeinem endlichen perſönlichen Maßſtabe machen?

Man ſtand nun oben bei der Ruine und blickte wonneſelig hinaus in die ſonnige Landſchaft: nach der ſtillen Inſel drunten, die den Strom liebend umfängt, nach der Bergeskette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantaſiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf deſ-

ſen Geſang ſich die alte Sage neu bewährte und die Steine ſich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe“ hat der Gegend ihre ſchönſte Zierde, den Rolandsbogen, wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieſer Ausſicht, daß ſelbſt ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm ſein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann ſeinem Freunde die Details der Umgegend und weidete ſich an ſeinem Entzücken.

„Fridolin,“ ſagte er, „mir iſt's, wenn ich Dir ſo das Alles zeige und in Deine Seele einpflanze, als ob ich Dir das Alles ſchenkte, daß Du es mit mir theilſt, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath iſt; ſieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege geſtellt.“

Eliſabetha ſah ihren Bruder groß an, ein ſolches Herauskehren ſeines Innerſten war äußerſt ſelten bei ihm, und Rudolph erwiederte:

„Erinnerſt Du Dich noch Deines Spruches, den Du in guten animirten Stunden auf der Univerſität hatteſt? Hören Sie, meine Damen: „„Freund Fridolin, Du biſt mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, ſie ſeien Dein!““

Rudolph deklamirte das mit ſo komiſchem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber Du mußt auch noch ſelber neue Freude an dieſer bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ ſagte die Mutter, „mir iſt es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch vorlieſt, das er ſchon oft geleſen, es iſt immer beſſer, wenn man gemeinſam die gleichen oder wenigſtens die ähnlichen Ueberraſchungen hat; lieſt man auch nicht ſo gut und weiß auch man nicht ſo ſicher den Weg voraus, wo man etwa ſtolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume

und Gedankenſtriche gemacht, ſo hat man doch auch das Gemeinſame."

„Liebe Mutter, das iſt bei einer großartigen Gegend ganz anders, wie bei einem Buche," ſagte Eliſabetha, „eine großartige Gegend iſt mir wie eine große Muſik, man muß ſie oft und gut ſpielen und hören, um das Geſammte und alle die verſteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verſtehen; eine tragbare Melodie und einen hervorſtechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beſte iſt oft das, was man nicht ſo ſchnell weg hat."

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt; die Geſellſchaft ſetzte ſich auf eine Bank, von der man die volle Ausſicht genoß; ein Jedes ſchien ſich faſt innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieſer herrlichen Höhe in ſolchen Diskuſſionen ſich bewegte, ein Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieſer reinen Naturfreude mit Einem Worte in die Seele geſtrömt und doch blieb faſt nichts übrig, als

die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmliſch! — —

Mehrere Stunden ſpäter treffen wir unſere Geſellſchaft jenſeits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war ſchön und heiter, vierſtimmig ſang man das Claudius'ſche Rheinweinlied, nächſt dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutſchen aller Gaue ſingen können. — Wenn man in unſerer denkmaliſirenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmale geben möchte, ſo wäre es wohl, die einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgeſtellt zu ſehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwalde, von wo man den größten Theil des weinſeligen Landes überſchaut. Karl äußerte dieſen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreife ſogleich eine übermüthig überſchwängliche Rede bei Enthüllung dieſer Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee ge-

bühre und man ihn preiſen müſſe, ſodann wieder den, der dieſen Lobpreis ausſpreche, dann den, der ihn anerkenne u. ſ. w. Ueberhaupt war Rudolph in ſo gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendſte und Barockſte herbeibrachte. — Mit ſeiner jugendlichen Turnfertigkeit ſprang und kletterte er behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm ſein Lehrerſtand angezwängt hatte, er war wieder ganz der waghalſige Jüngling und freute ſich aus dem hohen Fenſter des halbzerſchmetterten Thurmes, den Klang, der ſeine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwiſchen jeder Silbe eine Pauſe machend, ſo daß ihn Niemand verſtehen konnte, rief er daher im Choraltone: E—li—ſa—be—tha!

Eliſabetha kam zufällig herbei, ſie ſah Rudolph in der gefährlichen Lage, und rief, die Hände zuſammenſchlagend: „Ach Gott!

bitte, steigen Sie herab, mir zu lieb; es ist ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;" sie hielt sich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zu lieb" drang Rudolph in die Seele, aber seine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief herab:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabkomme?"

„Ach Gott, kommen sie doch herab!"

Rudolph stand schnell vor Elisabetha, er faßte ihre Hand, sie wehrte ihm nicht, er hielt sie lange fest. Wie nach einer inneren Verabredung setzten sie sich dann auf den Rasenvorsprung vor dem Thurme. Lange sahen sie still hinaus und sogen mit den Blicken all das große frische Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magischen Zug blickten sich dann Beide wieder an und in dieser flüchtigen aber tiefen Begegnung ihrer Blicke sahen sie in ihren Augen weit mehr als all die Pracht und Herrlichkeit da

draußen. Rudolph mußte an ſich halten, um Eliſabetha nicht um den Hals zu fallen, eine unſichtbare Hand ſchien ihm abwehrend zu winken.

Nach einer langen Pauſe ſagte endlich Eliſabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtſein aller der Verhältniſſe, die drinnen in den Städten, zwiſchen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulöſen, ja ſogar unſer Selbſtbewußtſein aufzulöſen und in und mit der Natur blos zu ſein, mit der Blume zu blühen.“ —

„Die indiſchen Heiligen,“ erwiederte Rudolph lächelnd, „verſuchen ſo etwas, ſie bohren ſich in den Mittelpunkt des Allbewußtſeins hinein, löſen ſich ſelber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, feſtgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen ſie ſich von Menſchen zum Baume, ertödten alle freie, perſönliche, geiſtige und körperliche That, leben im All als Menſchenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unſerem

Menſchenrange, wenn wir uns in menſchliche Beziehungen hineinleben, ſind wir größer, als wenn wir uns in die bloße Natur verſenken, auflöſen und verlieren."

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben," — bemerkte Eliſabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchſte, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten, das unendliche ſtillſelige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menſchen erfahren."

„Nein, mit dem Verſenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geſchöpfe, während wir als Menſchen gewiſſermaßen auch zugleich Schöpfer ſind; nicht das Lyriſche, der unmittelbarſte und reinſte Naturlaut, ſondern das Dramatiſche iſt das Höchſte, wir ſchaffen hier eine neue Welt, eine Menſchenwelt; es iſt weit höher, wenn wir uns frei und ſelb-

ſtändig mitten in der feſtſtehenden Natur bewegen und ſie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen laſſen.“

Eliſabetha glaubte ſich noch immer nicht recht begriffen, ſie ſagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beiſpiele erklären: nicht die Vokal- oder Wortmuſik iſt das Höchſte, da ſind wir noch immer an menſchliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefeſſelt; die reine Inſtrumentalmuſik iſt das Höchſte, Unendliche, ſie iſt das, was man das unendlich Lyriſche nennen möchte, da ſind wir nicht mehr an menſchliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All. ich weiß nicht mehr, daß ich Schweſter, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenſchlich; ſo auch, meine ich, ſollten wir in der Natur leben können.“

„Ich verſtehe Sie wohl, aber dieſe Inſtrumentalmuſik wird auch oft und meiſt zum Maßloſen, Verſchwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen geſunden Halt und wahren

Gehalt, dieſes Bettiniſiren, wie ich es nennen möchte, iſt nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenſchlich, ſondern — wenn man ſo ſagen kann — untermenſchlich. Alles, was keinen ſicheren, feſten Boden mehr hat, ſondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Ueberſinn zum Unſinn. Wir können und dürfen Alles um uns her blos mit Gedanken faſſen und handhaben, in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenſchein als ſolchen kann es für uns nicht geben; wir faſſen Alles nur mit unſerer menſchlichen Natur, das ſcharfe, beſtimmte, feſte menſchliche Denken und Fühlen iſt ebenſo gut Natur, wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feſte, volle menſchliche Weſen iſt höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und ſeine Schiffe und ſtehen ſelbſt frei darüber; iſt es nicht weit ſchöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns ſelbſt zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte Elisabetha nach einer Weile aufstehend, „so Vieles wird mir durch Sie klar; unser Karl geht mit mir auf solche Besprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern stecken." — —

Man schickte sich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Elisabetha; er, der sich bemühte, die Natur mit seinem Geiste zu beherrschen und ihre Wirkung zu vermenschlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, sie zu symbolisiren; so erschien es ihm jetzt als symbolisch, daß er mit Elisabetha sich während der Grenzscheide des Herbstes, wie im Hochsommer ihres Daseins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, so war ihm die Erkenntniß die Frucht des ursprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen, wie viele Gefühle müssen fallen und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Elisabetha hatten schon am ersten Abende fast unbewußt ihre Vorgeschichte,

ſo zu ſagen ihr mythiſches Leben einander geoffenbart; jetzt waren ſie ſchon ſo weit in ihrem gemeinſamen Leben, daß ſie den Urſprung und Anfang deſſelben mit einander rekapitulirten. Das war das ſicherſte Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieſes gemeinſame Leben Wurzel geſchlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältniſſe, das wir als feſt und unwiderruflich geſchloſſen betrachten, wagen wir es und ſind wir geneigt, ſeine Grundlage zu unterſuchen. Rudolph ſchilderte ſeine wunderbare Erregtheit, als er ſich ihrem Hauſe nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verſchloſſenen Thüren feſthielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geöffnet worden ſei, ſagte Eliſabetha:

„Es geht mir mit der verſchloſſenen Wohnung, wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, ſchließe ich mein Zimmer mit dem Vorſatze, ganz allein zu bleiben und Niemanden, klopfe auch wer da wolle, hereinzulaſſen; klopft aber Jemand, ſo ſpringe ich

faſt unwillkürlich auf und öffne, ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe ſteht, ich ſchäme mich, zuerſt ſo kalt zu fragen: wer iſt da? und auch mich ganz ſtill zu halten und zu verleugnen. Meine Mutter ſagte oft, wenn es Nachts am Hauſe klingelte: das ſind gewiß wieder böſe Buben, aber es waren auch ſehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten."

„Und mit Ihrem Herzen iſt es ebenſo?"

„Ja," ſagte Eliſabetha, und in ihrem Tone lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß ſie alle gewohnte Beſcheidenheit weit überflog, „ja, ich geſtehe, ich kann nicht anders; alle Vorſätze, es nicht zu öffnen, verſchwinden, ſobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt."

„Das iſt gut und brav von Ihnen."

„Gar nicht, es iſt gar kein Verdienſt dabei; iſt es brav von mir, daß ich athme?"

So ſprachen die Beiden; nicht die leiſeſte Ahnung, daß ſolches rückhaltloſe Ausſprechen vielleicht ungehörig ſein könne, regte ſich in ihnen. Hell und klar ſtand die Ueberzeugung in ihnen, daß ſie ihre tiefſte Seele erkannt hatten.

Iſt es wahr, daß die ſtill beſeligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man ſie denken und erkennen will? Das iſt Daſſelbe, wie daß man Gott nur glauben und nicht denken und erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß iſt Gott und Gott iſt die Liebe, und die Andacht und die Liebe ſind in der Erkenntniß nicht mehr überſchwängliche vorüberrauſchende Momente, ſie iſt ſtet und ſtändig, die Liebe ſchwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geiſtes über es ausgegoſſen, ſie iſt die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem ſich der Lebenskreis zuſammenſetzt, der in ſich unendlich und doch

ſtets geſchloſſen iſt. — Solche Gedanken bewegten ſich in Rudolph, denen er gleichſam als lauten Schlußſatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchſtäblich und höher, was die Schrift ſagt: Suchet, ſo werdet ihr finden, klopft an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nicht ſagen, denn ſo frei und unverhüllt ſich ihm auch Eliſabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies ſchöne Leben ſelig zu umfangen.

Die Sonne begann zu ſinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da ſtanden zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten ſtill des Schiffes, das ſie heimwärts bringen ſollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden war, blieben die Damen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu laſſen und ſetzte ſich in eine Ecke, ſich ſtill in ſich zuſammennehmend.

Es iſt eine ſchöne kirchliche Sitte, vor dem Abſchluſſe einer Lebensperiode durch den

Anſchluß an ein neues, durch die Ehe angetrautes Leben die ganze Vergangenheit und ihre Geſtaltung vor Gott noch einmal prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber ſtand ſchon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brauſenden Dampfſchiffe unter der ſternenglänzenden Himmelswölbung führte er all ſein Leben und Denken vor den Beichtſtuhl ſeines Gewiſſens.

Lachend und heiter ſtieg ſein erſtes Jugendleben herauf, die ſtill begnügte Zeit des erſten Lernens, da man ſelig den erſten Blüthenduft aus Hellas und Rom in ſich einſaugt und noch kein Wohin und Warum kennt Dann kam die erſte trübe Zeit, hinausgeſtellt in die weite Welt, einem Berufe zuſtrebend; die erſte Saite riß, die Frömmelei riß ſeinen erſten Jugendfreund aus ſeiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einſam forſchenden Geiſt wachend und träumend heimſuchen? Da ging er hin durch das

Leben und er konnte es nicht faſſen, denn der Geiſt, das Geſetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in ſtiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis ſein Haupt endlich wie an eine eiſerne Decke anprallte und er vernichtet zurückſank. Da zog ſtill und feierlich der Geiſt der Erkenntniß, die Philoſophie endlich in ſeine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte ſich wieder in die ſeine, das Leben feierte in ihm ſeine verklärte Auferſtehung. Bald ſah er ſich einem Berufe hingegeben, ſeinem Geiſte entſprechend, aber noch fühlte er in ſeinem Daſein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem ſtillen Dorfe zu einem naheverwandten und auch vielfach gleichgeſinnten Geiſtlichen, und hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, ſtand vor ihm in der ganzen Fülle und friſchen Geſundheit ihrer Erſcheinung, er betrachtete oft mit ſtiller Luſt ihre fröhliche Arbeitſamkeit, er erfreute ſich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausſpruch einer kindlich

heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn er nach Hause ging, oft trat es zu ihm in sein ernstes Studirzimmer, und wenn er wiederum den Weg hinaus nach dem Dorfe einschlug, trat es ihm wohl zuerst entgegen; er gestand sich, daß ihr Dortsein nicht minder als die weisen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft saß sie arbeitend dabei, wenn er sich mit dem Vater besprach, nur bisweilen schauten sie auf, und er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verständniß, doch eine sinnige Theilnahme an dem Gespräche wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an sie, um ihre Gedanken und Gefühle nach ihm hinzulenken, aber er wußte es, sie wollte ihm wohl, sie reichte ihm so treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihm zur letzten Weihnachten so schön beschеert.

Nach und nach stieg in Rudolph der Gedanke auf, sie als seine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, seine Pulse klopften gleichmäßig, wenn er sich diesem Gedanken hingab,

aber er ſah ſie mit friedlichem Genüge in häuslicher Wirkſamkeit, oft fragte er ſich: iſt das die Liebe? dann ſagte er ſich wieder: dein grübelnder Geiſt iſt keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er ſich plötzlich raſch auf, das Bild Eliſabetha's ſtand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Nein! nein!“ ſprach er laut vor ſich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdecke auf und ab, er quälte ſeinen Geiſt, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ ſagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander ſein; ahnteſt Du es wohl, als ich Dir verſprach Dir etwas von der Reiſe mitzubringen, und Du abwehrend erwiederteſt: ich danke? und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur ſich ſelber wieder! — Ich bin Euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Eliſabethen ein Leben bieten, deſſen tiefſte Keime ſich einer Andern erſchloſſen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein

volles Leben biete ich ein zerstücktes." — Er stand lange sinnend still.

„Und doch, ich muß," sagte er wieder, „einst in alten Tagen galt es als Symbol der siegenden Majestät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Wasser schritten, wir aber sind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den krystallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben sie gleichen Fußes durchschritten. Ein Geist, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und still verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seeligkeit, als wir uns erkannten! Du bist Geist von meinem Geiste! Komm, Elisabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den Einen einigen Sinn, Du bist mein!

Lange noch schaute Rudolph hell und friedlich hinaus in den dunkel brausenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß sie bei

Köln waren; in dem Gewirre, das nun entstand, erkannte er schnell Elisabetha, er nahte sich ihr und sie fragte verwundert:

„Wo sind Sie denn?"

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's."

Er bot Elisabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er sie schnell voraus, bis sie aus dem Gedränge waren; dann, in einer stillen Straße faßte er ihre Hand, sah ihr in die Augen und sagte:

„Elisabetha, darf ich Sie — Dich so nennen?"

„Rudolph," erwiederte sie leise.

Ueber der geheiligten Schwelle ihres Hauses besiegelten sie ihren Liebesbund mit dem ersten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hause kamen, traten ihnen Rudolph und Elisabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zustimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte seinen Freund so heftig, daß dieser laut aufschrie, die Mutter aber küßte

Beide auf die Stirne und ſagte: „Gott ſegne euch, meine Kinder!“ — — —

Wer beſchreibt die Seligkeit, die in der Straße St. Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter anſteckte? — Wir ziehen uns ſtille zurück, denn bei einem innigen Familienfeſte ſind fremde, wenn auch noch ſo theilnehmende Augen, doch immer fremd; wer das Glück genoſſen und genießt, ein Weſen außer ihm ganz und voll ſein zu nennen, der rufe ſich die erſte Stunde des vollen gewiſſen Empfanges zurück, wer es noch nicht genoſſen, frage die zitternden Pulſe ſeines Daſeins. —

Wie ſelig blickte Rudolph in den ſonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Eliſabetha hinauswandelte in die Straßen, durch die Strahlenbande der Erkenntniß war ihm ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden ſchauten freudig nach den Beiden, über deren Antlitz eine ſtille Glorie ſchwebte; ein armer Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm

ein Geſchenk dafür und gab die Blumen Eliſabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo ſie endlich Leichenſteine, ſtill und ernſt gereiht, erblickten, ſie traten in den Kirchhof, Eliſabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inſchrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meurer."

Die erſten Blumen, die Eliſabetha von Rudolph empfangen hatte, legte ſie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten ſie ſich ſtill und andächtig, wie über der Ewigkeit, die Hände; ſtill und andächtig, feſt aneinandergeſchloſſen, ſchritten ſie darauf von dannen.

Was iſt Glück?

Edmund — so nennen wir bei seinem Vornamen einen hochgewachsenen, eben erst von der Universität zurückgekehrten jungen Advokaten — Edmund hatte das nie genug zu preisende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geschichte der schönen Annerl und des braven Casperl" zu Ende gelesen; eine feierliche Stille herrschte in dem Damenkreise, man hörte jede Brust tief Athem holen, ja ein Jedes glaubte, das Herzpochen des Andern zu vernehmen; so hatte das einfache Schicksal einer Dienstmagd und eines Soldaten Alle tief erschüttert. Da saß die Hofräthin Romann und trocknete sich unverhohlen die Thränen, neben

ihr ihre beiden Töchter Meta und Antonie; Antonie hielt die Arme auf der Bruſt übereinander gepreßt, gleichſam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, ſie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete ſich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte ſpielte mit der Troddel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr ſaß die Majorin von Schmidthelden, ſie ſpielte das holländiſche Daumenſpiel, und hatte, ſey es nun aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Roſette, die etwas rückwärts ſaß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrauſe ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer ſtanden oder ſaßen hier und dort.

Edmund ſah mit ſtillem Genügen dieſe lautloſe Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieſes Wogen und Branden in dem Herzen des Andern

durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte dieſe lautloſe Stille gedauert, als Edmund auch ſchon zu bemerken glaubte, wie dieſe hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthuſiaſtiſche Ausſprache oder durch lautloſe Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren; falſcher Schein, Unnatur und falſche Schaam haben uns ſo einander entrückt, daß der heilige Geiſt der Liebe und des Mitgefühls, der jede Bruſt bewohnt, ſich ſcheu vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eigenen Gemüthe, oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, ſich erſchließt; unſer Fühlen und Empfinden ſpricht ſich nicht mehr wie im Alterthume im Chore aus, deſſen gewaltige in Eins gebundene Stimmen ſich tragen, heben und verſöhnen; nur in einſamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefſten Töne unſeres Herzens hinausklingen zu laſſen.

Sei es nun, daß dem Hofrathe dieſe Pauſe mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beſchlich, oder daß er in der That die von ihm ausgeſprochene Anſicht hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, iſt dieſe Geſchichte nicht nach einer wahren Criminalgeſchichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm, als ob durch dieſe in ſo halb amtlichem Tone aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz weggewiſcht würde.

„Die Geſchichte iſt gräßlich ſchön,“ bemerkte Antonie.

„Ich möchte ſie nicht allein leſen, mich überrieſelt's,“ ſagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß es geſtehen,“ ſagte die Majorin in ſcharfem Tone, „mich hat die Sphäre, in der ſich dieſe Geſchichte bewegt, höchſt unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Geſellſchaften, die nun und nimmer die unſrigen ſind, und ich mag ſie auch poetiſch

nicht als die meinigen haben; ich muß gestehen, ich schämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domestikengeschichte hörten, und dann kommen darin Verhältnisse zur Sprache, die einem gewissen Alter einer gewissen Region fern und unbekannt bleiben sollen." Sie blickte hiebei sorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldnen Herzchen, das an ihrem Halse hing, spielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau," erwiederte Edmund, „so werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürst und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle spielen, übrigens habe ich den Dichter in dieser Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist es eben so ungehörig als es unmöglich ist, Demjenigen, der ein offnes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch wird ein

zartes Gemüth durch deſſen Anſchauung nicht verletzt."

„Von äſthetiſchem Standpunkte aus betrachtet" — bemerkte der Profeſſor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie können Sie ein ſolches Werk ſo beurtheilen?" unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das iſt kein Buch, das iſt eine tiefergreifende Lebensſchilderung."

„Immerhin," entgegnete der Profeſſor, der ſich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, ſowie auch aus äſthetiſchen Rückſichten, weil das Schauerliche allzuſehr gehäuft iſt, wünſchte ich die allbekannte Geſchichte von dem Richtſchwerte aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochſittliche darin betrifft." —

Der Profeſſor wollte noch weiter reden, aber er ſprach ſo bedächtig, daß man faſt nie wußte, wann er ein Punktum machte; der Major ſagte daher:

„Mich hat der religiöse Zug, der durch das Ganze geht, sehr frappirt, ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch so fromm wäre; die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände gespielt.“

Er verwickelte sich in einen Disput mit dem Professor; die Gesellschaft stand auf und gruppirte sich nach Willkühr; Antonie hatte sich an das Clavier gesetzt und phantasirte stürmisch. Edmund trat zu Meta, die in der Biegung des Claviers stand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?“ redete er sie an.

„Recht gut und Sie haben auch sehr zart gelesen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen vorhin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen.“

„O Sie sind lieb und gut; aber warum ist denn Ihre Antonie so verstimmt und einsylbig?“

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willst, so wollen wir das Lied von Brentano singen.“

„Ein Lied von Brentano? Welches?“ fragten mehrere Stimmen aus der Gesellschaft.

„Sie kennen es Alle,“ erwiederte Meta, „aber wußten wahrscheinlich den Verfasser nicht.“ Sie sang nun jenes herrliche Lied: „Nach Sevilla ꝛc.“

„Eine südliche Glut und Frische liegt in diesem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme gesungen, Fräulein Meta,“ erklärte der Professor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichste Mensch ist doch der Dichter,“ sagte Edmund; der Staatsmann, der Held kann seine Zeitgenossen bestimmen; jener, daß sie handeln nach seinem Willen, dieser, daß sie sterben nach seinem Willen; der Dichter allein kann seine Zeitgenossen, wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen bestimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er

lebt in ihnen, er lebt tausendfältig, unendlich; Tausenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöst den taubstummen Schmerz aus seiner Verdumpfung, all sein Fühlen und Hoffen, sein Träumen und Trauern, all sein ureigenstes Leben ersteht in tausendfältigen Gestalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch seine Brust, und was über Zeiten und Nationen schwebt, heißt er feststehen und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn znm heiligen Erdreich, was seine Seele bewegt, bleibt ewig fest, sein ganzes Ich ist ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menschheit."

„Mit dieser Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirtesten Egoisten," bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein," entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, lassen Sie sich durch das Wort nicht irre machen, der Egoismus an sich ist nichts Schlech-

tes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er ſchlecht."

„Die praktiſchen Engländer theilen Ihre Anſicht von Dichterglück nicht," ſagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprichwort? I should like my enemy would write a book?"

„Ich kannte das Sprichwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl ſagen: wenn der Engländer ſeinem Feinde wünſcht, daß er ein Buch ſchreiben möge, ſo iſt es nicht, weil das ein Unglück für den Autor iſt, ſondern weil ſich durch das Concentriren der Gedanken und Anſchauungen die perſönliche Leidenſchaft abkühlt und niederſchlägt."

„Auch dieſe gewandte Erklärung," erwiderte die Majorin, „iſt gegen Sie, denn ſtatt, wie es weit angenehmer iſt, den Kampf in Feindes Land zu ſpielen, muß er hier im Herzen des eignen Gebiets oder im Gebiete des eignen Herzens ausgefochten werden."

Die Majorin blickte zufrieden über dieſen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin ſchnell:

„Sie ſprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit das vollendete Werk und ſeine Wirkungen überſchaut und ſich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gepreßt und verletzt, wie tief erſchüttert ein Menſchenherz ſein muß, bis es durch die Dichtung ſich über ſich ſelbſt erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!"

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht," ergänzte die Majorin, „das wäre ein ſchlechter Dichter, der, wie ſo Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauſpieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchſten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinſchielte."

Der Profeſſor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifalllächelnd zu, gleich

als wären ſie Gymnaſiaſten, die ihre Penſa gut auswendig gelernt; Edmund ſuchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er ſeine mit der Hand aufgeſpannte elaſtiſche Uhrkette zurückſchnellen ließ, begann er:

„Sie führen mich in das tiefſte Getriebe poetiſcher Schöpfung, indem ſie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeſchichte, die der Erlö ung vorangeht, aufmerkſam machen; aber Dichtung iſt wie die Liebe, ja ſie ſind Eins, der Liebende iſt Dichter in ſich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe miſſen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?“

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete ſorgenvoll ihr Kind, in deſſen Beiſeyn man ſo ungeſcheut von Liebe ſprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund ſchien Alles dieß nicht zu bemerken, ſein

Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirne und fuhr stürmisch fort:

„Die Liebe ist das höchste Glück und die höchste Tugend, die höchste Geisteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menschen die Liebe, schält sein Herz los von Allem, was um und an ihm ist, nnd das Leben ist hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig sich läuternder Liebe. Und wer ertrüge nicht gerne alle die Pein und den tiefschneidenden Gram einer zartfühlenden Seele, um den Preis, daß sein Geist geläuterter, empfänglicher, zartfühlender, oder mit andern Worten, größer, vollkommner, poetischer geworden? Und wie der Kuß der Liebe still und scheu, verborgen vor den Augen der Welt zum Himmel hinanträgt, so auch der Kuß der Muße; hier fühlt der Dichter das Wehen des eignen und des unendlichen Genius, den Hauch des heiligen Geistes, die Unendlichkeit hat ihn in ihre morgenrothen Wolken gehüllt, er ist in der Unendlichkeit, in

der Ewigkeit, er ist nicht mehr er selbst, die Welt ist in ihm, er in der Welt, Geschöpf und Schöpfer, Gott ist in ihm; ja, der Dichter ist ein Heiland, der die Schmerzen der Welt in sich aufnimmt und sie erlöst und versöhnt!"

„Richtig, in eine Sackgasse gerannt," fiel der Professor ein, „Sie gestehen also, daß der Dichter schmerzenreich und somit nicht glücklich zu nennen ist. Sie sind, wie ich sehe, der heutigen Modeansicht diametral entgegengesetzt; denn es gehört jetzt zum hohen Ton, die Dichtergabe als das höchste Unglück zu schildern. Sei nun indeß die Dichtergabe Glück oder Unglück, die Dichter sind, wie die Literarhistorie leider zur Genüge zeigt, meist unglücklich, einige Wenige, wie Anakreon und Göthe, ausgenommen."

„Wer ist Anakreon?" fragte Meta in gutmüthiger Wißbegierde. — Hätte der Professor das Beispiel eines glücklichen Menschen darstellen wollen, so hätte er sich selber als

ſolchen aufführen können, denn mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit ſagte er Meta, daß er ihr morgen ſeine mit unverdientem Beifalle aufgenommene Ueberſetzung des heiteren griechiſchen Liederdichters ſenden wolle.

Das Geſpräch ſchien eine veränderte Wendung zu nehmen, als es die minder ſkrupulöſe Hofräthin wieder auf das frühere Thema lenkte mit den Worten:

„Auch der Liebende iſt nicht glücklich, denn wie ſagt Göthe?"

„Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du."

„Ich möchte überhaupt fragen," ſagte der Hofrath lächelnd: „wer iſt glücklich?"

Die Hofräthin ſteckte ihm als Antwort ein Bonbon in den Mund.

„Oder eigentlich," ergänzte der Profeſſor, „was heißt glücklich?"

„Geben Sie eine Definition von Glück," ſagte der aus einer gewiſſen Erſchöpfung ſich aufraffende Edmund.

„Glück iſt eigentlich ein relativer Begriff,“ dozirte der Profeſſor, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, „der Eine nennt Glück und für den Einen iſt Glück, was für den Andern ein Unglück iſt; aber allgemein und abſtrakt gefaßt —“

„Hörſt du,“ ſagte Antonie ganz leiſe zu ihrer Schweſter Meta, indem ſie unverrückt vor ſich niederſchaute und nur Meta neben ſich anſtieß, ſo daß Niemand ihre Rede bemerken konnte, „habe ich nicht recht, wenn ich ihn den Miſter Abſtraktus heiße?“

„— muß ich,“ fuhr der Profeſſor fort, „hier eine Definition des großen Philoſophen Spinoza anwenden; er ſagt: Luſt iſt Uebergang von einer geringeren zu einer größeren Vollkommenheit, ſo auch iſt Glück Uebergang von einem minder behaglichen Zuſtande zu einem erwünſchteren, angemeſſeneren, behaglicheren.“

„Das iſt ein Glücksfall,“ wendete Edmund ein; „aber das Glück als ſtändig fortdauerndes iſt etwas Anderes.“

„Sie haben auch das Wünſchen in ihre Definition geſetzt," bemerkte Antonie, „man nennt aber ſehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man alſo auch nicht wünſchen konnte, ein Glück."

„Ich ſagte ja nicht gewünſcht, ſondern erwünſcht."

„Wünſchen, ja wünſchen, darin liegt's," lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung ſind rouge et noir im Lebensſpiele: nicht im Gewinn, ſondern im glücklichen Spiele liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tacte läßt Göthe den praktiſchen Werner in Wilhelm Meiſter ſagen: daß der glücklichſte Menſch der iſt, der auf dem Wege iſt, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna iſt eine Dame, mit der man am glücklichſten im Brautſtand iſt; die Sage von des Fortunati Wünſchhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus iſt der glücklichſte, weil er die ſchöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünſcht; nicht im Beſitzen, ſondern im Erwer-

ben und Empfangen liegt das Glück; ist der Moment des Empfangens vorüber, so ist der gewünschte Zustand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünsche steigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben besteht's, daß sie Ideale sind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten."

„Sie sind also auch einer von den endlosen Strebern," sagte Edmund, „die den Menschen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu schnappen, und die ideale Maulsperre für das höchste Glück halten? Nein, gibt es ein Ideal, so muß es erreicht werden können, oder es ist kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß in dem freien Herumstreifen in Wald und Feld, sondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philosophiren, dessen höchster Zweck eben das Streben, Denken und Philosophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wild-

braten und die Resultate des Philosophirens schmecken gut. Viele theilen die Ansicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anstand-stehen mit gespanntem Hahn das Loos und die Bestimmung menschlichen Treibens und Denkens sei; ich kann mich nicht dazu verstehen, ich komme gern mit gefüllter Tasche nach Haus, von der Philosophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längst mißmuthig drein, sie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant", so lange bei einem Gegenstande zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hause die Zügel der Unterhaltung entrissen. „Uebermorgen," sagte sie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie sein?"

Edmund verstand diese Diversion wohl, aber er war nicht gesonnen, sich darauf einzulassen, sondern entgegnete mit einem gewissen Muth-

willen: „Gnädige Frau, wir ſind jetzt einem Edelwilde auf der Fährte, einem ſelten erſcheinenden Sechszehnender; hören ſie nicht, wie alle Wünſche ihre Fanfaren blaſen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Profeſſor, Sie ſind ein Philoſoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn.“

Die Diskuſſion war hiermit wieder in's Zentrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen,“ erwiederte der Profeſſor mit beſcheidenem Stolze; „denn nur der Philoſoph iſt glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerſcheinungen des Lebens bewältigt, mit ſeinem Geiſte beherrſcht und in ſein Denken einordnet, nur der iſt glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinne als ein durch Zufälle und Ereigniſſe Gehobener, ſondern im höchſten Sinne, als ein durch erworbene Kenntniß und Einſicht über den Ereigniſſen Stehender; der Zufriedene, der Gleich-

müthige, der Einsichtige, mit einem Wort, der Philosoph allein ist glücklich."

„Wieder ein Monopol!" unterbrach der Major den langsam und bedächtig redenden Professor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, sich ein Privilegium zu verschaffen, nun wollen auch die Philosophen die Majoratsherren des Glückes sein."

„Alle Menschen sind Philosophen, nur mehr oder minder," sagte der Professor ungewöhnlich schnell.

„Sie nehmen aber," sagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und dasselbe; aber Zufriedenheit ist eben nur Zufriedenheit und nicht Glück."

„Ja, das meine ich auch," sagte Antonie, und Edmund blickte sie freudestrahlend an, „wer so ebenmäßig fortlebt, und alle Ereignisse schnell in die Schule nimmt, Den kann man nicht glücklich nennen; nur wer sich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man

in freier Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der iſt glücklich.“

„Aber auch oft unglücklich!“

„Ja, aber kann nicht nur Der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?“

„Es gibt hierbei,“ ſagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücknennen, oder in dieſer Beziehung beurtheilen, muß von ſeinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichſte Gewohnheit der Menſchen iſt: „man“ ſtatt „ich“ zu ſagen.“

„Deswegen,“ erwiederte der Profeſſor, „läßt ſich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufſtellen, der die Einzelfälle unter ſich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein converes Glas die zerſtreuten ſieben prismatiſchen Farben wieder in einem Lichtfocus geſammelt werden, der, farblos an ſich, doch ideell die bunte Farbenwelt in ſich trägt, ſo auch die Abſtraktion der Begriffe —“

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein,“

rezitirte der Hofrath; „ich laſſe mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt ſehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entſchuldigen den Ausdruck — an einem Narrenſeil. Ich frage einfach: gibt es einen ganz glücklichen und gibt es einen ganz unglücklichen Menſchen? Meine Anſicht iſt: Niemand auf der Welt iſt ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, ſo müßte er ſich unaufhörlich des Zwieſpaltes zwiſchen ſeiner Natur und ſeinem Geſchick bewußt ſein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtſein ſeiner Natur abhanden kommen, das Geſchick wird durch die lange Herrſchaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur ſetzen. Gewohnheit iſt die zweite Natur, ſagt ſchon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwieſpalt iſt dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam ſpuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und friſche Natur wird ihn bald zurückbannen; nur

ſchwachköpfige, mit ſich ſelbſt kokettirende Sentimentalität beſchwört aus Wolluſt den abgeſchiedenen Geiſt der früheren Natur, um ſich ein ſchauerliches Fröſteln zu machen und vor einem falſchen Spiegel ſich ſelber zu bemitleiden."

Erlauben Sie," ſagte Edmund, und ſeine Fauſt ballte ſich unbemerkt, „Gewohnheit iſt die zweite Natur! ja wohl; aber dieſer Wechſelbalg der Natur iſt gerade das höchſte Unglück; verwandeln Sie durch die Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion ſchwebt, in einen Froſch, der im Sumpfe quakt, ſo iſt der Froſch allerdings nicht unglücklich, er iſt in ſeinem Elemente; aber die ermordete Adlernatur das iſt das höchſte Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rückſichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines ſchönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief zernichten und Leibeigene des Geſchickes wer-

den, ſind im höchſten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchſte Muth der Wahrheit iſt's, ſich ohne Furcht und Grauſen zu ſagen: du biſt unglücklich; Das, wozu dich Gott und die Natur beſtimmt, iſt dir nicht geworden. Mir erſcheint es als die lächerlichſte Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich ſcheinen zu wollen, wenn man's nicht iſt. Hätten die Menſchen den Muth, ſich die offenen Wundenmaale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin ſaß während dieſer ganzen Rede in ſichtbarer, peinlicher Unruhe da; ſie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber ſie verlor die pädagogiſche Rückſicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmund's dünkten ihr ein Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja ſogar gegen alle gute Sitte; in ihren Mienen las man Verlegenheit und Zorn; die Majorin blickte ſie ſchadenfroh an; ſie hatte ſchon oft

genug erfolglos gegen die Zuziehung dieſes ſtürmiſchen Sauſebraus in ihre vertrauten Zirkel proteſtirt, ſie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter dieſe Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die ſchon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erſt jetzt zu dem Worte kam:

„Wir ſelbſt aber kennen am allerwenigſten unſere Natur und was ihr frommt und gut iſt; Das erkennen am beſten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einſicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe ſtehen; Dieſe müſſen alſo unſerer Natur ihr Schickſal und ihre Beſtimmung geben. — Freilich iſt es gar ſüß, ſich aus Romanen eine ſublime Natur zuſammen zu ſtoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. „Niemand in der Welt," ſetzte ſie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf ſich von Jugend auf

ſelber ſeine Beſtimmung geben; die meiſten Menſchen wären höchſt unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was ſie in ihren überſchwänglichen Jahren für das höchſte Glück hielten."

„Es iſt eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte ſeiner Gattin mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „daß ein Laſtträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Laſt auf den Rücken legt, als wenn er ſie ſelbſt aufhockt; ſo geht's auch mit dem Schickſal."

Eine Pauſe entſtand, das Antlitz Edmund's war plötzlich verändert, die eingetretene Pauſe gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als ſie eigentlich hatte. Der Major hatte indeſſen — wie das in geſellſchaftlichen Debatten oft zu gehen pflegt — den Zwiſchenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinne, er ſagte daher zu dieſem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menſchen gibt, ſo glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Menſch ein Unding, er wäre wie chineſiſche Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Geſtalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht.“

„Und,“ ſagte der Profeſſor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht iſt, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe ſich als ein Kreis beſtimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine gradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten iſt, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Zentrum gleichweit entfernt ſind; ſo als Kreis wird er aber nie zum Bewußtſein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtſein.“ —

Alles lachte.

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," fuhr der Professor, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtsein; im eckigen Zusammenstoße mit Andern findet man seine Endschaft, und aus dieser sich selber; wie man demnach vollkommen glücklich sein nnd dennoch wissen kann, daß man es ist, Das ist die moralische Quadratur des Kreises, die nie gelöst werden wird."

Der Professor merkte an einem leisen Zischeln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er sich etwas in die „Zigeunersprache" der Schulphilosophie verloren hatte; er fand daher schnell einen günstigen Ausweg in der anekdotischen Auffassnng und bemerkte weiter: „Ich finde daher Ihr Bild, Herr Major, ganz entsprechend: nur durch die Nacht finden wir, daß es Tag ist, und nur aus dem Schatten hebt sich das Licht; ich möchte daher die Allegorie vom Peter Schlemiehl so deuten, daß dieser deshalb so unglücklich ist, weil er sei-

nen Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtsein, verloren hat.“

Die Gesellschaft erfreute sich an dieser burlesken Wendung und vergaß das Vorhergehende gern; Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apostrophe alle Fassung verloren, er schalt sich innerlich über seinen Ungestüm, er nahm sich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskussion zu nehmen, sein volles Herz führte ihn stets zu weit; dann aber erschien es ihm wieder als kindisch, sich verblüffen, es däuchte ihn unmännlich, eine Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; er ermannte sich daher, sein Antlitz erheiterte sich, als die Hofräthin sagte:

„Ich möchte fragen: Können die meisten Menschen nicht besser Unglück ertragen als Glück genießen?“

„Allerdings,“ erwiederte Edmund, „und Dieß kommt hauptsächlich von der resignativen Richtung der Religion her; es ist Das kein Vorwurf, sondern nur eine Consequenz für die

Religion, ſie wendet ſich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menſchheit, lehrt ſie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Geltendmachen der eigentlichen poſitiven Lebenskraft fließt dann hauptſächlich aus dem Charakter, aus der ſelbſtſtändig gebildeten Selbſterkenntniß und Welterkenntniß; aber die wenigſten Menſchen haben einen poſitiven Charakter. In unſeren verkrüppelten Zuſtänden iſt uns das Weſen und die Darſtellung eines ſchönen, vollen Menſchendaſeins abhanden gekommen, wir ſind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen worden, unſer Glück, unſere Freude iſt aus einzelnen Conceſſionen zuſammengeflickt."

„Ja, was nennen Sie denn Glück?"

„Glück iſt, ſich ſeines Daſeins zu freuen; es liegt in dieſem trivialen Satze ein höherer Sinn, als man beim erſten Anſcheine glaubt; freuen kann ich mich, wie ſchon die Sprache ſagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir

Das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber gestellt haben, es darf nicht blos als stille Naturkraft in mir stehen, es muß meinem Wissen zum Gegenstande, zum Gegenüberstehenden geworden sein, es muß Bewußtsein werden. Das Thier ist nicht glücklich, weil es nur ist, nicht bewußt ist, sich nicht selber Gegenstand seines Denkens durch die Sprache wird; so stellt sich die Stufenleiter des Menschenglückes je nach dem Grade des Bewußtseins. Die Daseinsfreude, das in Lust gehobene Wissen von seinem Dasein ist die Wurzel und die Krone des Glücks; darum ist der liebende und dichtende Geist der glücklichste, weil sich hier ein neues, lebendiges Dasein uns gegenüberstellt, das mit freudigem Bewußtsein aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe ist innige Freude an dem Dasein eines Andern, das unser Dasein geworden; die Daseinsfreude —"

„Sie streifen nahe an der Wahrheit vorbei," unterbrach ihn der Professor, der wohl

bemerkt hatte, wie unangenehm das ſcheinbare Abſchweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in ſeinem übervollen Herzen Allgemeines ausſprach, was doch wieder in ſpecieller Beziehung an eine beſtimmte Perſon der Geſellſchaft adreſſirt war; der kluge Profeſſor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an, nämlich: Jeder iſt ſeines Glückes Schmied.“

„Schickſals, ſagt man gewöhnlich,“ berichtigte der Hofrath.

„Schickſal oder Glück, das iſt hier gleichbedeutend; Jeder iſt der Schmied ſeines Glückes, aber das Eiſen ſchafft er ſich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben, wir müſſen es daher nach unſerm beſten Wiſſen biegen und drehen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über

die wir uns aber durch Bewußsein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbstbestimmung genügen; nicht, indem wir die Gesetze des Alls und unserer eigenen Natur aufheben, sondern indem wir sie erfüllen, sind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung ist die wesenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß also, mit der wir in unseren einzelnen Schicksalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Gesetze herausfinden und sie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kömmt es, daß man mit Glück meist blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kömmt auf unsere Anschauung an, ob wir das Gegebene unserer empfangenden Natur entsprechend glauben; also das Absehen von der äußerlichen Sache und die Rücksicht auf unsere Natur ist das Bestimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt also in uns, in der Erkenntniß und Bestimmung unserer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerli-

chen ſucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Menſch mehr oder minder Philoſoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich iſt; der wahre Philoſoph aber, deſſen Anſchauung keine relative, ſondern die reine, allgemeine ſein muß, der wahre Philoſoph muß zu der Erkenntniß aufſteigen, daß unſere Beurtheilungen der Verhältniſſe meiſt auf falſchen Vorausſetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßſtab ſeiner Erkenntniß und ſeines Daſeins nur in ſich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maaßſtäben. So z. B. nennen wir einen Buckligen, einen Enäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unſerm allgemeinen Gattungsbegriff des Menſchen ſagen: jener hat etwas zu viel und dieſer etwas zu wenig, aber dieſer Gattungsbegriff iſt blos ein von uns willkührlich gemachter, um die Dinge ſchneller und beſſer überſehen zu können. Jedes Ding will und

muß aber nur nach ſich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige ſind vollkommene Geſchöpfe, und es iſt Unrecht von uns und von ihnen, ſie als Unvollkommene oder, was gleichviel iſt, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur ſo viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, iſt Unrecht, oder, was daſſelbe iſt: Unverſtand —"

„Das iſt eine traurige, iſolirende und freiheittödtende Anſicht," ſagte Edmund.

„Keineswegs," ſagte der Profeſſor, „aber hören Sie weiter: der Philoſoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück nur aus der egoiſtiſchen Weltanſchauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns ſelber, die wir Zweck ſein ſollen, anſehen; ſtellt ſich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, ſo nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt iſt Zweck für ſich, die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit ſteht vor dem Philoſophen, er erkennt in dem

Momentanen und Endlichen das Ewige und Allgemeine, und dieſe Erkenntniß iſt das höchſte Glück; ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr beſagt:

„Wem Zeit iſt wie Ewigkeit,
Iſt befreit von allem Leid.“

Religion und Philoſophie treffen hier auf verſchiedenen Wegen in ihrem Ziele zuſammen, beide erheiſchen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daſeinsfreude das höchſte Glück, ſo wäre der Tod ohne ſichere, bewußte perſönliche Fortdauer das höchſte Unglück; wer aber in ſeinem Leben ſeine Auferſtehung gefeiert, ſei es nun in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer ſich einmal geſtorben geſchaut und ſich wiedergefunden und feſthält, der iſt glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —“

„Machen Sie uns aber nicht ſelig, ſtatt glücklich?“ fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin ſogleich zu Ende, ich komme zu dem Reſultate, daß wer ſich zum Selbſtbewußtſein erhoben, in jeder Lage glücklich ſein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmoniſch gebundenen Entfaltung unſerer Kräfte, in der Vereinbarung unſerer endlichen Natur, d. h. unſeres Geſchicks, mit unſerer unendlichen Natur, unſerm Weſen; ſo ſteigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menſchlichen Daſeins auf; Glück iſt die bewußte Uebereinſtimmung unſeres innern und äußern Berufs.“

„Dieſe Definition ſcheint erſchöpfend, und ich glaube, die Sache iſt hiemit erledigt,“ ſagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte ſich getäuſcht.

„Herr Profeſſor,“ fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichſten Menſchen in der Geſchichte?“

„Das iſt eine ſchwierige, vielleicht unlösbare Frage.“

„Erlauben Sie,“ ſagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geſchichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichſten halte.“

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt,“ das Edmund in dieſer Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm, denn leider konnte ſich Edmund noch nicht daran gewöhnen, die tiefſten Ueberzeugungen ſeiner Seele in diplomatiſche Schwebeworte und die ordnungsmäßige Beſcheidenheitslivree zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie,“ ſagte Meta; Edmund wäre gerne dem Wunſche ausgewichen, aber er konnte nicht mehr, er hatte ſchon ein Portefeuille aus der Taſche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit ſchlug er ein weißes Blatt auf, heftete einen Blick darauf und erzählte ſo leſend:

„Es war am Charfreitage des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menſchen zum Himmel aufſtiegen, der ſich in ewiger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem ſchönſten Abbilde und Propheten geſtempelt. Dem höchſten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geſchaffen, ihn zu wecken und ſeine Hoheit zu erkennen. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwieſpalt einer mit ſich uneinigen, umhertaſtenden Natur ward ihm frühe ſeine Beſtimmung. Im Wettkampfe mit den höchſten Meiſtern ſeiner Zeit zur höchſten Entfaltung getrieben, von kunſtſinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Palläſte, die ſich ſtumm aus der Erde emporhoben. Was das klaſſiſche Alterthum Hohes und Herrliches, was die evangeliſchen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraft-

volles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Schönes und Hohes in ſich ſchließt, Alles erſtand in unerreichter Fülle aus ſeiner Hand. So lebte er, ſelber eine göttliche Geſtalt, die unſterblichen Geſtalten wiederum in's Daſein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme ſchließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beſeligendſte Vollkraft, die Gebilde des Genius in ihrer ganzen Fülle feſtzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menſchlichen Daſeins. Da faßte er nochmals alle ſeine Kraft zuſammen, er ſtieg hinan zum erhabenſten Urquell des Lichts, was die Menſchheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden und in ihrem Ideale gefunden, er ließ es wieder lebendig werden, er malte die Verklärung Chriſti. Hier ſtand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge ſchauend den Verklärten, da — löste der Genius in raſchem Zuge ſeine Seele. — Es war wiederum am Charfreitage, im Jahre 1520, heilige Ge-

danken wiegten sich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes stieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Christi gegenüber war die schöne Leiche des glücklichsten der Menschen ausgestellt, Sie kennen ihn. er heißt —"

„Raphael," sprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Professor und der Hofrath raunten sich einander etwas in's Ohr und lächelten mit unverhohlenem Sarkasmus.

„Wenn ich die Profangeschichte übersehe," sagte Ersterer, „so finde ich in Sokrates einen der glücklichsten Menschen; als Patriot glücklich im Kriege," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort seine Schüler um sich versammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beispiel, wie nur der philosophische Gleichmuth

das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit seinem bösen Weibe."

„Nicht unglücklich ist aber noch nicht glücklich," warf Edmund ein; „positives Glück ist etwas ganz Anderes, und warum wählen Sie nicht Diogenes?"

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben sich selber."

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?" fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück ist," erwiederte der Professor," für eine hohe Idee zu leben, so muß es auch ein Glück sein, für dieselbe zu sterben."

„Ich halte Franklin für einen der glücklichsten Menschen," sagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine so trübe Jugend?"

„War aber stets gesunden Humors, frisch und frei; Großes erlangte und bewirkte er,

er brachte faſt Alles, was er wollte, zu ſeinem Ziele, und rein durch ſich.“

„Halten Sie nicht Göthe für einen der glücklichſten Menſchen?“ fragte die Majorin den Profeſſor.

„Oder auch ſeine Mutter, die reſolute Frau Rath?“ bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf dieſe raſch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Geſellſchaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen, ſchwarzen Fauteuil ſaß ein alter Mann, mit breitem Geſichte, auf ſeinen weißen Locken ſaß ein ſchwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Diskuſſion keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab ſeine Anweſenheit kund, die Geſellſchaft ſchien Dies gewohnt und ließ ihn nach ſeiner Weiſe gewähren. Jetzt ſtand der Alte plötzlich auf, und in heftigen, aber feſten Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd rezitirte er in deklamatoriſchem Geſange das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir vom Präceptor entlaſſen,
Uns fröhlich dann durften umfaſſen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerriſſen die Fädchen,
Bei älteren ſchon thaten geſcheut —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht;
Das war eine glückliche Zeit.

Edmund ſah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten ſich, ſie

ſchauten dann furchtſam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauſchenden Ohren,
Ein Sohn, o Vater, iſt dir geboren!
O komm — daß die Mutter ſich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei iſt die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch iſt uns vom Schickſal gegeben
Erinnerung, ſie hält uns am Leben,
Und ſomit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit.

Und wenn einſt die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe ſich leiſe uns Armen,
Er löſch' unſer Leben und Leid,
Denn droben iſt glückliche Zeit!"

Der Alte hatte geendet, er ſetzte ſich wie derum ſtill in ſeinen Fauteuil und drückte ſich mit der Hand die Augen zu; ſo mußten die alten Barden geſungen haben, ſo kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den muſikaliſchen Rhythmus oft verändert, ſeine Stimme ragte oft hinaus über die Geſangestöne und breitete ſich in lebendigem Schmerzes- und Jubelſchrei aus.

„Das iſt ein herrliches Lied," ſagte die Hofräthin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefſten Himmel hineinragt, Engel ſteigen auf und nieder."

„Es iſt ſo ſchön," ſagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte ſagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben ſind, man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch iſt es nicht ſo."

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn ſie fand es unſchicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Gesellschaft entfernte sich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, sagte er ihnen doch schon vor dem Hause „gute Nacht" und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte sie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin" sagte sie, „mit ihrer Geistreichthuerei wird täglich unausstehlicher; da läßt sie den ganzen Abend das Gespräch nicht von der Stelle kommen; ist das erhört? Der junge Advokat ist ein eingebildeter Mensch, ohne alle Erziehung, ich hab' mich schon lange dagegen gewehrt, ihn in unsere freundschaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß aus. Wie hast du dich amüsirt, Rosette?"

„Das Lied war recht schön," sagte diese.

„Ich weiß nicht," sagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die neue Mode der jungen Leute, wie der Advokat ist, finden, die

auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; spricht doch der Mann vom menschlichen Herzen und seinem tiefsten Inhalt, als ob von einer Flasche die Rede wäre; Dinge, die man sonst kaum seiner Geliebten zu sagen wagte, spricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus."

Wäre Edmund bei diesem Vorwurf zugegen gewesen, so hätte er in der Erwiderung eine Grundlage seines Wesens und seines Charakters geoffenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Aussprechen unserer innerlichsten Ansichten in den persönlichsten Beziehungen der Zwiespalt und der still verborgene Stachel in ihnen gelöst würde; nur die Heimlichkeit unseres Gefühllebens, sagte er oft, steigert dieses so hoch, daß wir es für den Hort unseres Daseins ansehen, und die morgenfrische That darüber verträumen, und, setzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyrischen Dich-

ter, der ſeine ureigenſten Gefühle und Geiſtesbewegungen in der perſönlichſten Weiſe der ganzen Welt offenbart? ſollte es nicht ebenſo geſtattet ſein, in größeren Kreiſen ſein Fühlen in Worten heraustreten zu laſſen? Die Druckerei hat die Menſchen einander entfremdet, wir müſſen wieder zuſammenrücken, uns als ganze Menſchen geben, und ganze dafür empfangen. —

Erſt nach langem Widerſtande, nach vielen Täuſchungen und Mißdeutungen lernte Edmund ſich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unſer ganzes Sein in ſich aufnimmt, ſondern daß ſie nur einzelne Thatſachen aufgreift. — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Profeſſor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, ſie ſprachen über die Schickſale des Alten, der das Lied geſungen; der Hofrath, der ſeine

älteſte Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's gingen neben einander. Schweigend gingen ſie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand ſprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's feſter an ſeine Bruſt, er wagte es endlich, ihre Hand zu faſſen, ſein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte ſich über den ledernen Handſchuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handſchuh leiſe an den Fingerſpitzen und ſuchte ihn herabzuziehen; Antonie widerſtrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten ſich ihre Hände warm und innig; es lag eine ſymboliſch-myſtiſche Kraft in dieſem innigen, reinen und ſtillen Faſſen; nach und nach verlor ſich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte ſie mit ſeinen Lippen.

Man näherte ſich dem Hauſe des Hofraths; „ſchlaf wohl," flüſterte Edmund leiſe,

„schlaf wohl," antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht," so hieß es nun; Antonie stand auf der Thürschwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz strahlte in der dunkeln Nacht, die Thüre öffnete und schloß sich.

Der Professor zog sein Cigarrenetui aus der Tasche, steckte sich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine solche anbot, Dieser dankte und bog sogleich in eine Seitengasse ein. Unauslöschliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lange in den menschenleeren Straßen umher, bald stand er plötzlich stille wie eingewurzelt da, bald sprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber schlich er sich still nach Hause, legte sich zu Bette, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts sehen von der Außenwelt; er blickte in sich, und auf die Frage:

wer ist glücklich? antwortete er mit einem seligen: Ich!

Unterdessen war Antonie längst in ihr Zimmer zurückgekehrt, sie stellte sich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz schaute sie daraus an, dann fiel sie ihrer ältern Schwester um den Hals und rief wonneselig: „Meta, ich bin unendlich glücklich," weiter konnte sie nichts sagen, sie weinte.

Die Hofräthin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, sagte im stillen Kämmerlein: „Ich muß dafür sorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unserer Antonie tritt."

Die ungünstigen Verhältnisse Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergesetzt. — —

Es war einige Tage später, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bette; er dachte darüber nach, daß er die

Advokatur aufgeben und in die Staatscarriere eintreten wolle. „Ich bin dieſes Opfer meiner Freiheit," ſagte er zu ſich, „Antonie ſchuldig; iſt Dieß aber nicht ein Abfall von meinen beſten und innigſten Ueberzeugungen? ... Nein. Alles wird ſchlimmer, wenn ſich die Beſſern davon zurückziehen ... die Ungerechtigkeit, die Willkürherrſchaft —"

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein Gendarme in das unverſchloſſene Schlafzimmer Edmund's und ſtand vor ſeinem Bette.

„Was gibt's?"

„Stehen Sie auf, Sie müſſen mit uns," erwiderte der Gendarme und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieſer überflog ihn ſchnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gendarmen.

Edmund ſtand raſch auf und kleidete ſich ruhig an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht ſchon unten," ſagte der Gendarme. Edmund rief ſeine Hausleute herbei, zeigte

ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man Dieß seinen Freund, den Arzt Hermann Müller, wissen lassen solle; sodann setzte er sich, von den beiden Gendarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm forirollte vor die Stadt hinaus nach der Landstraße, die nach der Festung, dem Staatsgefängnisse, führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund saß dumpf und in sich gekehrt neben dem Gendarmen, der behaglich eine Pfeife schmauchte; erst als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Casematten das Rasseln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus seinem stillen Brüten und athmete tief. Man stieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inspektors geführt, dieser durchsuchte ihn, nahm ihm das Portefeuille und das Messer, das er bei sich hatte; Edmund zuckte zusammen, als der Inspektor einen Damenhandschuh aus seiner Busentasche zog und ihn schlau anlächelte; schnell aber faßte sich Edmund wie-

der, und ihm den Handschuh entreißend, sagte er:

„Herr Inspektor, Das geht Sie nichts an.“

„Nu, nu, nicht so wild,“ lächelte Dieser und strich sich seinen grauen Schnurrbart. Edmund verlangte nach dem Richter. „Wird schon kommen,“ sagte der Inspektor, „jetzt kommen Sie mit mir,“ er führte Edmund in sein Zimmer und sagte wieder: „gedulden Sie sich, es hat Alles ein End',“ und somit schloß er die Thüre hinter sich. — —

Edmund war angeschuldigt, der Verfasser oder Mitherausgeber der in der Schweiz erschienenen Schrift: „***sche Mißstände“ zu sein.

Edmund antwortete auf alle an ihn gerichtete Fragen, daß er keiner Spezialkommission, sondern nur seinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort stehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beschwerdeschrift den nächstdem einzu-

berufenden Landesrepräſentanten vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei ſeiner Weigerung, und ſeine Haft zog ſich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte ſich in die Wiſſenſchaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menſchengeſchicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verſchloſſenen Lampe offenbarte ſich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöſchlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und ſo ſich in den Geiſt der Zeiten und ſeine ewigen Geſetze verſenkend, vergaß er ſein eigenes Schickſal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb ſeine erſten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmunds Bruſt regte ſich ein unruhevolles Drängen und Treiben, er fühlte ſchwer ſeine Abgeſchiedenheit und mit tauſend Sehnſuchtstrieben ſtrebte er hinaus nach dem ſonnigen, freien, friſchen Leben; oft hatte er Antoniens und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an ſie klärte ſich ſeine Seele ſtets wieder auf, er war ſich im

tiefſten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte ſich nie nach ihr erkundigen können, denn alle ſeine Briefe mußten dem Unterſuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm ſtets, als ob ein namenloſes Unglück ihm bevorſtände, mitten in die ernſteſten Studien hinein verfolgte ihn dieſe trübe Ahnung und umflorte all ſein Denken, mit aller Macht und Freiheit ſeines Geiſtes konnte er dieſe dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Feſtungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verſtorbenen Fürſten wurde verrichtet; Edmund lächelte in ſich hinein über ſeine trübe Ahnung, aber trotz dieſes ſiegreichen Lächelns war der dunkle Gedanke noch nicht ſo in ihm verſchwunden, wie er ſich gerne bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inſpektor zu Edmund und kündete ihm laut der Amneſtie des jungen Fürſten die Freiheit an.

Edmund verließ ſtill und gedankenreich die offenen Thore der Feſtung, draußen warf er ſich nieder auf die freie Erde, ſeine Lippen ſprachen kein Wort, ſeine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke; die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile ſtill und ſcheute ſich nicht, ſo vor den Augen Vieler ſein Innerſtes kund zu geben; endlich richtete er ſich auf und wandelte mit den Jubelnden und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm ſich vor, ſtill und ernſt wieder in das Leben zu treten; es war ihm nicht vergönnt; hüteſchwenkend und hochrufend jubelten ihm ſeine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine ſchöne Stunde, da die Luſt und die Freude die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, ſobald er konnte, ſeinen Freund Hermann bei Seite: „Wie ſteht's

im Hauſe des Hofraths Remann?“ fragte er?

„Meta iſt die Braut des Profeſſor Hailer; du weißt ja, wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit ſie ſich in einem Vergrößerungsſpiegel ſehen können.“

„Und Antonie?“

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; ſie iſt aber, wie ich höre, gefährlich krank“

Edmund faßte krampfhaft die Hand ſeines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; ſie ließen ſchnell anſpannen und fuhren wie im Fluge, für Edmund aber viel zu langſam, nach der Stadt zurück Es war längſt Nacht geworden, als ſie ſich der Stadt näherten; hell leuchtete ſie von ferne, ſie fuhren durch die illuminirten Straßen, Edmund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menſchenmaſſe mußten ſie langſam fahren; Edmund ſprang aus dem

Wagen und eilte nach dem Hause des Hofraths Hier stand er plötzlich eine Weile still, seine Brust klopfte laut, seine Adern drohten zu springen, schnell aber raffte er sich wieder zusammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer: die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenstille herrschte, man hörte nichts als das schwere Athemholen Edmund's. „Edmund! Edmund!" rief eine Stimme aus einem innern Gemache, Edmund eilte hinein, Antonie streckte ihm ihre Arme entgegen und richtete sich auf. „Komm!" rief sie, er lag an ihrer Brust, dann kniete er vor ihrem Bette nieder, sie faßte seine Hände in die ihrigen, ihre Thränen flossen in einander. —

* * *

Auf dem Romann'schen Familienbegräbnisse steht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!"

Edmund iſt als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlands und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle ſeine Liebe, all ſein Streben er hatte ſich ihm gewidmet, da er noch ein perſönliches Glück hoffen durfte, er iſt ihm nur treu geblieben, ſein Glück beſteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer iſt glücklich? —

Des Waldschützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.

I.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus ſteht,
Einſam im waldigen Düſter;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüſter.

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen ſoll. Und die Geſchichte ſelber? Mir iſt's, als berichte ſie eines jener alten Lieder, mit düſterer langtöniger Weiſe, wie man ſie oft in den einſamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Drum hört zu.

Da ſteht das Jägerhaus, ſo ſtill und einſam, wie das Lied verkündet, im Sonnenſchein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geſchloſ-

senen Augen, als schliefe er, nur manchmal schnappte er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Nase tanzte; hat er sie erhascht, ist sie ungerupft und ungesotten im Augenblicke verzehrt, ist sie dem verschlingenden Rachen entflohen, so legte sich der Hund, verächtlich die Ohren schüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — so heißt der Hund — ist zu lesen, wie tief unter seiner Würde ihm eigentlich solche Fliegenjagd vorkommt, aber bald sind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte seinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur still trauern und er ist abgemagert, als plagte ihn ein böses Gewissen noch obendrein; in der That ist er auch nicht frei von Sünde. Das wird sich Alles schon später offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod steht

auf, ſtreckt ſich, macht ein Geſicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langſam nach einer Hecke, bleibt ſtehen und ſieht dem kleinen Eberhard zu, der hier auf dem Boden ſitzt, kleine Lindenzweige ſchneidet und klopft.

Eberhard iſt ein Knabe von kaum neun Jahren, ſeine ganze Kleidung beſteht aus einem Hemde und vielfach geflickten leinenen Hoſen, die blonden Haare ſind unverſchoren, unter der gewölbten Stirne lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er ſich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Bruſt, daß er ſchon viel draußen frei umherſchweifte. Jetzt hat er den Mund geſpitzt und pfeift leiſe abgebrochen vor ſich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen ſpäter entlocken will. Als der Hund ſo vor ihm ſtand, ſagte er: „Möchteſt auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes Thierle! Kannſt nichts als hu hu machen, und ich kann ſingen und jodeln und

Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig iſt.“ Leiſer ſagte er vor ſich hin: „Wenn die Vögel auf den Bäumen ſingen, dann haben die Zweige auch Töne in ſich und man muß es nur recht herrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Walde ſind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erſt einmal ſo eine ganze Rinde vom Stamm ab kriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man ſo weit hören wie die Thurmglocke! Aber . . . es müßt' eines ein gut geſchlitztes Mundſtück haben, um das Ding zwiſchen die Lippen zu nehmen . . . das möcht' ich einmal ſehen.“

Eberhard lachte vor ſich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenſtamms als Pfeife ſteckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrſcheinlich nicht begreifen, wie man ſo allein, mit ſeinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eber-

hards zu erwidern, drückte der Nimrod sich an ihn, der Knabe aber sagte: „Sei jetzt ruhig, leg dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu schaffen.“ Der kleine Eberhard war etwas zu wild und hastig für das sorgfältige Geschäft; hatte er die Rinde mit dem Messerheft locker geklopft, so zersprang ihm doch eine nach der andern, weil er sie zu rasch abdrehte; auch mußte er erst noch erfahren, daß man nur aus den Mittelstücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen schnitzen kann. Das merkte er sich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren Zweig aufhob, sagte er: „Du mußt gut werden, halt nur still.“

Plötzlich hörte man aus dem Walde einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunstverständigen hervorbringen können, wenn sie den Finger gekrümmt zwischen die Zähne klemmen. Der Hund sprang auf und spitzte die Ohren, der schrille Pfiff wiederholte sich rasch noch zweimal und wie im Fluge war der

Hund davon. Eberhard ſprang ihm nach, pfiff und ſchrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!" Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu ſehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltſam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und beſann ſich, daß der Hund ſchon allein nach Haus kommen werde, „er iſt ja ein treues Thier, aber untreu iſt's doch von ihm, daß er ſo davon lauft," dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihm verboten allein in den Wald zu gehen und er hatte auch verſprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — biſt du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, du haſt ja den Nimrod heimbringen wollen, du haſt das Verbot nicht übertreten, kannſt nichts dafür, und jetzt biſt einmal da und jetzt bleibſt auch ein Weilchen und laufſt dich aus nach Herzensluſt.

So leicht macht man ſich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt

ſelber nicht daran, und im hinterſten Grund iſt eine Stimme, die Einſprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und ſingt, daß er die Stimme ſeines Gewiſſens in der Bruſt nicht höre, und er ſteigt bald auf dieſen bald auf jenen Baum, als ob ihm ſein guter Geiſt da nicht nachklettern könnte, aber der iſt immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er ſich auf den Heimweg machen ſolle.

Er ſteigt auch ab und wie er vom Boden aufſchaut zwiſchen die durchſichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huſcht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, ſetzt ſich oben auf einen Aſt, putzt ſich und ſchaut vergnügt umher. Eberhard ſchnalzt mit den Fingern und denkt: hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als ſo ein Vogel oder ein Eichhörnchen, ich kann nicht fliegen und nicht ſo klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er ſo in den Wald verlaufen, da

iſt Er Meiſter und wir mit unſern pratſchigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders ſpringen...

Ein Spottfink ſitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Aſtes und verlacht in allen Weiſen die ſeltſamen Gelüſte Eberhards. Es ſind ſchlimme Vögel, die Spottfinken, ſie haben keinen eigenen Waldſchlag und ſie ahmen die Weiſen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amſeln, Buchfinken u. ſ. w., können aber keine Weiſe bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard iſt ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verſcheuchen, der läßt ſich aber nicht vom Platze bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen ſah, huſch! fort war der Vogel und gab ſein Liederhälſel von einem andern Baume preis. Eberhard fand aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amſelneſt mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf" zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelneſtern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß ſie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat."

Hätte Eberhard nur beſſer aufgepaßt und aus den wenigen Neſtern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, ſo hätte er wohl wiſſen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf ſich hat, daß es einfach nicht wahr iſt. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar iſt doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amſeln, denen es ihre Mutter vielleicht noch nicht geſagt hatte, wie viel Geſchwiſter ſie ſeien, ſtreckten die gelben Schnäbel

nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel sie waren, wenn sie nur etwas zu essen bekämen. Eberhard zog Messer und selbstgedrehte Schnüre, die er immer bei sich trug, aus der Tasche, und fand richtig zu unterst noch einige wackere Brosamen, er kaute sie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank bestand darin, daß sie die Köpfchen schüttelten, sich niederduckten, um noch lange an dem Empfangeuen hinab zu würgen; das jüngste war so undankbar, gar nichts anzunehmen. Eberhard sah, daß er das Nest noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht Alle sterben sollten. Auch regte sich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter sein müsse, wenn sie heimkehre und alle ihre Kinder sind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an seine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lange er schon von Hause weg war. Ein frommer Gedanke stieg

in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter laſſen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen ſchauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er ſollte die Vögel doch ſelber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, ſie finden und weg tragen, aber ſein guter Geiſt war ſtärker, er wollte nicht ſelber hartherzig ſein, weil es ein Anderer auch ſein könnte. „Behüt' euch Gott!" hauchte er ganz nahe in das Neſt hinein und ſtieg hinab, unten aber ſchnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald ſollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet ſich auch der Hund.

II.

Warſt du ſchon einmal um Mittag mutterſeelenallein tief im Tannenwalde?

Wie glatt ſtehen die ſchlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenſchein, würzigen Duft ausſtrömend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen ſchließen ſich die kleinen Zweige des Mooſes als Decke feſt aneinander, ſie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, ſie müſſen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber ſchlingen ſich traulich zuſammen uud halten ſich warm. Dort ſteht ein einſamer Buſch von Stechpalmen mit ſtrahlenden Blättern, eine Eidechſe, die ſich im Mooſe ſonnte, raſchelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß ſie in Frieden, die Böſen, wer weiß, wozu der Weltenherr ſie ſchuf!

Wandle nur fort, in Träumeu verloren, Hören und Sehen iſt eins, du weißt nicht mehr, wer du biſt und woher du kommſt und

das Menſchenkind iſt worden gleich dem frommen Reh mit ſeinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Bruſt.

Plötzlich rauſcht es dir zur Seite, ein Mann ſteht vor deinen erſtaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er ſteht ſtill, die Hand in das Gewehrhalfter geſteckt und betrachtet dich mit forſchendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und ſo ſtand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angeſichtes, es war der Beſitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiſer von Rußland.

„Wie kommſt du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit" erwiderte Eberhard auf seine Füße deutend, denn er dachte an seinen vierbeinigen Wunsch.

„Was suchst du denn?"

„Nichts, oder doch, unser Hund ist verlaufen."

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund ist ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und ist nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, so schieß ich ihn nieder."

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat so dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich versprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und sie gingen eine Weile still neben einander, bis sie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die schönsten Tannen standen, da sagte Eberhard! „Vetter, das sind aber prächtige Bäum' da, so schön... so schön... wie die Kirch' und... noch viel schöner."

„Das ist recht, daß sie dir auch gefallen," sagte Gottfried, „sieh, die Bäume von der

Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund" dieſe ſind meine Staatsſtube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen ſtockt, und es an's Holzfällen geht, da hat man dieſe Stämme hier ſchon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich ſie anſehe, ſo denk ich: Laß ſie ſtehen, es iſt ihnen ſo wohl und es iſt ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es ſteckt ein ſchönes Capital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das iſt doch auch etwas und es freut mich jedesmal ins Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch friſch und geſund."

„Sterben denn die Bäume auch?" fragte Eberhard.

„Allerdings" erwiderte Gottfried, „Alles auf dieſer Welt muß ſterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit ſtehen, werden ſie im Innerſten herzſpältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „ihr könnet mir gewiß ſagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt ſind, man findet ja wunderſelten eine Vogelleiche?"

„Da kannſt du ſehen," erwiderte Gottfried, wie reinlich eigentlich die ganze Natur iſt, oder wie ſchamhaft; was verbraucht iſt, geht von ſelber auf. Wenn ſo ein Vogel in ſich ſpürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er ſich meiſt in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Igel, die Iltiſſe, Füchſe und dergleichen finden, oder in eine Felſenſpalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameiſen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt ſich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis ſein Herz zum letztenmal pocht und ihn die letzte Zuckung ſtreckt, und kaum zwei Tage nach ſeinem Tode haben ihn die Ameiſen und dergleichen verzehrt und es iſt nichts mehr von ihm da als die Federn,

die im Winde verfliegen oder die jungen Vögel sie auffangen und ihre Nester mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine frische Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufstiege. Alles ist gar weise in der Welt eingerichtet. Die Vögel fressen ihr Leben lang so viel Ameiseneier, Fliegen und dergleichen und am Ende werden sie wieder von ihnen selber gefressen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau ist, wie ich sage, aber es kommt mir so vor, und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode sich scheu unsern Blicken entziehen."

Eberhard freute sich gar sehr dieser Auskunft und beklagte sich, daß seine Mutter so wenig vom Waldleben wisse und daß er Niemanden mehr fragen könne, seitdem der Vater todt ist.

„Vetter," sagte Eberhard wieder, „wisset ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweirädrige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen sind doch viel mehr und viel besser, die zweirädrigen, die sind just wie ein Mensch mit seinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er sich nicht im Gleichgewicht hält" schaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den schnellen Thieren abgesehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil sie nicht zum Gehen da sind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; ist nicht so?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die sind wie so ein Thier. Wenn mein Hund so springt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf ist die Deichsel und der Leib ist das Schiff und da geht's hurtig und da ist leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menschen das Wagenmachen abge-

ſehen und jetzt ſpannt man einen vierfüßigen Ochſen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zuſammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen ſo gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?"

„Wie meinſt du Das?"

„Ich denke, wir Menſchen haben den Vögeln ſo ihre Namen gegeben, ſie wiſſen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie ſie ſich unter einander anrufen, wie ſie unter einander heißen; ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat, daß ſo ein Vogel den geſchlagenen Tag den ganzen Leib anſtrengt und ſingt."

„Ja, das weiß man eben nicht."

„Wir haben für ſo viele," fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe

oder Lerche oder so. Ich meine, wenn so eine Amsel fünf Kinder hat, müßte auch jedes seinen besondern Namen haben."

„Die Vögel," erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft."

„Vielleicht haben die Vögel aber doch besondere Namen unter sich und wir wissen's nur nicht?"

„Ja, wir wissen's nicht, damit ist Alles gesagt, und da läßt sich nichts mehr sagen," schloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gerne mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt gemahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächsten.

Eberhard machte sich in tüchtigen Sprüngen davon. In dem kühlen Grund, da war's ganz anders, als droben im Walde. Der Bach wand sich mühsam durch Felsen dahin.

Eberhard hatte große Luſt, nach Krebſen zu ſuchen, aber er wollte ſich durch nichts mehr aufhalten laſſen. In dem kühlen Grunde war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und ſchauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber ſie lagen doch feſt, ſelbſt dort jener moosüberwachſene gewaltige Block war im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erſt nachgewachſen ſchien, aufgehalten, ſie ſtemmte ſich ihm entgegen und ſtrebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunkeln Aeſte mit den friſchgrünen Jahresſchoſſen hinab in das Thal.

Ein Hund ſchlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte ſich auf einen Felſen geſtellt und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erſtarb ihm auf der Zunge. Jen-

ſeits aus blühendem Ginſter und hohem Farrenkraut ward ein Menſchenantlitz ſichtbar mit funkenſprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachſen von dunkelm, buſchigem Barte. Eberhard hielt ſich ſtill und ſah, wie der Mann den Nimrod zu ſich auf die Erde niederdrückte, ſich dann die Bruſt aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod ſteckte, dreimal darauf ſpie und das Brod dem Hunde zu freſſen gab. „Jetzt lauf!“ ſagte er dann und der Hund ſprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in ſeinem Blick einen zornigen Vorwurf erwarten, denn er legte ſich zwei Schritte von ihm nieder und winſelte, als ob er Schläge erwarte und ſie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald ſtand der borſtig ausſehende Mann vor ihm und ſagte in erheuchelter Unwiſſenheit, barſchen Tones: „Wer biſt du?“

„Ich bin des Waldſchützen Eberhard.“

„Und wo iſt dein Vater?“

„Todt, er iſt im Walde erſchoſſen worden.“

„Wer hat ihn erſchoſſen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßteſt du den Mann auch wieder kalt machen, ſonſt biſt du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der borſtige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felſen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm ſo bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit ſtotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verſtanden, warum es ſich handelte und er ſprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der borſtige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und ſich zu

Füßen des Borſtigen niederlegte, der jetzt ſagte: „Was heim? Mit mir gehſt du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte ſich Eberhard auf den Boden und wollte ſich nicht von der Stelle regen. Der Borſtige ſah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte ſich daher auf gute Worte und ſagte: „Ich thu dir ja nichts, da haſt du meine Hand drauf, du ſollſt mir blos helfen ein Neſt ausheben. Ich geb dir auch etwas, was willſt denn haben?“

„Nichts, ich will gar nichts als heim.“

„Und nach einem Eichhörnchen haſt du gar kein Verlangen?“

„Freilich wohl, aber heim will ich.“

Eberhard ſtand halb zornig, halb bittend da, ſeine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber ſie war nicht ſo freundlich wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er ſah wohl ein, daß ihm ſein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn ſie nur aus der Schlucht her-

aus wären, ſchon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern ſein, oder es mußte ihnen ſonſt Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erſchien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard ſo feſt wie eine eiſerne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal ſchreien, viel weniger los laſſen.

III.

Die Beiden gingen die unwegſamſten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, ſah ſich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Keſſel voll kahl gewaſchener Felſen, er ſah aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte ſich dem Abend zu, der weite Raum war ſpärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klageſtimme des gebundenen Felſens, die Hummeln ſummten ſo eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geſchwiſtern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindroſſel ſang zwiſchen den Felſen fröhlich, daß ſich's auch hier noch gut leben laſſe.

Eberhard mußte von Fels zu Fels ſpringen, er glitt oft aus und riß ſich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in ſeine Arme und ſprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu ſtraucheln, die Felſen ſchienen ihn feſt zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein ſchauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahinflogen und ihre langen Schatten ſich weithin breiteten. Jetzt ſchritten ſie wieder über einen ſchmalen aber langen Felſenhang hin, ſie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo iſt das Jagdgewehr deines Vaters?"

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirſches, des letzten, den mein Großvater geſchoſſen."

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!" ſchnaubte der Borſtige, Eberhard ſah ihn groß an, als er fort-

fuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht, warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter geſagt, ſie ſoll das Gewehr nur hängen laſſen, es ſteckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus ſagt, wenn der Mörder in unſere Stube kommt, ſo wird das Gewehr von ſelber losgehen und ihn kalt machen."

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhard's, er holte tief Athem und biß ſich die Lippen blutig, aber das Blut ausſpeiend ſagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht ſo dumm ſein und in eure Stube kommen und ſich gerade unter die Mündung ſtellen — jetzt erſchieß mich."

Der Mann kehrte ſich raſch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?" fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machſt du? Was reißeſt du mich im Nacken?"

„Ich weiß von nichts," erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht."

Da überkam Eberhard eine namenloſe Angſt und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu ſingen, die ihn die Mutter gelehrt; ſie ſollten ihn erlöſen von dem böſen Geiſte, der ihn gefangen hielt und von der Todesangſt in ſeinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Borſtige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er ſang, um ſo mehr löſte ſich die rauhe Hand des Fremden auf und er ſeufzte und murrte in ſich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren, der da ſang:

Und aller Engel Schaar
Mit allen Heiligen gar,
Die haben uns in ihrer Hut,
An Leib, an Seele und an Gut,
Und müſſen uns immer ſtehen bei
An unſerm Geſchäfte, wo wir ſein,
Wir geh'n, wir ſteh'n, wir reiten,
Nahen oder weiten,
Wir liegen, wir ſchlafen, wir wachen,

Wir eſſen, trinken, lachen.
Was wir thun, Tag oder Nacht,
So beſchirme uns mit ſeiner Macht,
Der endeloſe, ſtarke Gott,
Durch ſeine heil'gen zehn Gebot.

Amen!

Der Borſtige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet und vor ſich niederſchauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt ſchaute er auf den Knaben, in deſſen Antlitz die Abendſonne ſchien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben ſelbſt war's, als wäre er der Erde entrückt und himmliſche Geſtalten umſchwebten ihn, und er ſang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wol durch den reichen Gott,
Haſt mein'n Vater nicht geſehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felſens gekommen, dort ſtand eine ſchlanke Birke und Eberhard bog ſie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberſchreitend nach dem jenſeitigen Felſen ſang er:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt;
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

Der Fremde ſchaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unverſehrt über Abgründe hinſchreitet. Als aber jetzt die Birke zurückſchnellte nnd ihm in's Geſicht ſchlug, da erwachte ſein Grimm ob dieſer großen Ruthe, er ſuchte und fand das Brett, das er hier in einer Felſenſpalte verborgen hielt und ſchritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporſtreckend ſang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen ſein,

Und führ' ſie an der Engel Schaar,
Wann ſich endet das Leben mein!
Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und ſeiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülfe bald,
Beſchirm mich auch vor ſeiner Geſtalt.

„Halt's Maul," ſchrie jetzt der Borſtige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Menſch wie du, und da haſt meine Hand darauf, ich thu dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felſen, wo wir jetzt ſind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirſt ſie ſchon oft von fern geſehen haben, es kommt faſt nie ein Menſchenfuß da herauf. Es ſind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geierneſt, klettre dort den Felſen hinauf, du wirſt's finden und heb mir's aus."

„Wozu brauchſt du die Geier?“

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du ſollſt auch was davon haben.“

„Ich will aber nichts, heb du nur das Neſt ſelber aus. Warum thuſt du's nicht?“

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geſchäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt', ich warte hier unten und laure, ſtößt er herab, ſo will ich ihm ſchon eins aufbrennen.“

„Wo iſt denn der Hund?“ fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er iſt uns nicht nachgefolgt,“ erwiderte der Fremde barſch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mache jetzt keine Faxen und ſteig hinauf, hörſt du die Jungen quicken? Dorthin!“

Eberhard kletterte faſt unwillkürlich einen Felſenkegel hinan, der Borſtige ſtand unten auf dem Anſtand.

Habt ihr ſchon je einen Raubvogel, der ſich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit ſtummer Zunge, ſie ſchwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug iſt kein eilig Flattern von einem Ruhepunkte auf der Erde zu einem andern; ſie ſind zu Hauſe in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, ſo auch der Raubvogel, der in den Höhen kreiſt.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haſchen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit ſtarker Kralle und ſcharfem Schnabel Größeres zu ſeines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. --

Wir kurzſichtigen Menſchen! Sieh dort den ſchwarzen Punkt nah am Himmelsbogen, wie von den Blicken des Jägers gebannt, kommt er näher, mit geſpannten Fittigen läßt ſich's tragen von der leichten Luft, wie er ſich im Kreiſe wiegt, ſich über ſich hebt und mit wenigen Ruderſchlägen ſeiner Schwingen ſich hebt und ſenkt und wiederum ſich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Neſt erreicht und ſo ſehr er ſich auch ängſtigte, konnte er ſich doch eines freudigen Erſtaunens nicht enthalten, als er die Jungen ſah; ſie waren blind und ſteckten die faſt ganz nackten Köpfe zuſammen, ſei es aus Furcht oder ob ſie ſich etwas zu ſagen hatten, was kein Menſchenohr hört und verſteht. Nur eine Sekunde betrachtete ſie Eberhard mitleidig und dachte: Es iſt doch wunderſam! Die Hunde und die Geier, die die beſten Augen haben, werden blind geboren.

Die Jungen ſchienen die Anweſenheit Eberhards doch zu merken, denn ſie purzelten über

einander, ſtreckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten ſich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um ſie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter," ſchrie der Borſtige und ſchaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard ſtreckte die Hand nach den jungen Geiern aus, ſie ſchienen ihn faſſen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf ſie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauſcht es in der Luft — „Duck dich!" ſchallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig ſenkt ſich auf Eberhard, er kann ſich nicht mehr helfen, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieſer erſchoſſen worden.

Der Wilderer — denn ſo dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit ſeiner Flinte

handiren gesehen — der Wilderer betrachtete mit düsterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben stand die Sonne auf dem Berggipfel im Versinken und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch," sagte er, „ist mir der Schuß gelungen! Wär's auch so gegangen, wenn ich's fest gewollt hätte? Der Junge ist wie verzaubert, wie wenn er einen überirdischen Schutzgeist hätte. Wenn er einen Schutzgeist hat, so mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!" lachte er wild auf und es fröstelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgespannten bluttriefenden Federn auf und als sich Eberhard jetzt regte, machte er sich rasch davon und ließ ihn bei den sterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht schauerten die Vögel in ihren Nestern auf, denn ein Knabe schritt durch den Wald und sang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im erſten Frühroth und die Sonne ſtieg mählig herauf hinter dem Berge, denn ihr Aufſteigen erſcheint unſerm Auge viel ſachter und langſamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horſten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitſchern wie im Traume, die Sonne ſteigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es iſt ſo ſtill im kühlen Waldesgrnnd, als wandelte ein Geiſt durch den heiligen Raum, die Bäume ſchauern in ſich zuſammen und erzittern leiſe und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erſchallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederſchmettern durchſchallt den Wald, der Tag iſt erwacht. Die Thautropfen ſchimmern ſiebenfarbig an den Gräſern und die Käfer kriechen die Halme hinan

und laſſen ihre ſchimmernden Decken im Sonnenſchein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches friſche Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt ſich im leiſen Windhauche um und um, grüßt die Schweſtern weit und breit und ſendet ſeinen Duft in die offene Welt.

Unter den ſchönen Tannen im Mooſe, nahe an einem blühenden Erdbeerenſchlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und ſchlummert. Es iſt Eberhard. Der Hund ſitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er ſchnappt nicht mehr nach den Fliegen, er ſchüttelt ſie nur ſtille ab, gleich als fürchte er, durch ſein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber ſchlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal ſeufzte er auf, legte ſich auf die Seite und ſchlief wieder. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der

Hund ſprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von ſich und betrachtete eine geraume Weile den ſchlafenden Knaben; endlich beugte er ſich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eberhard erwachte, blinzelte und rieb ſich verwundert die Augen; er wußte nicht wo er war und ſchaute ſich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen ſei, antwortete er nicht mehr mit einem Scherze, ſondern weinte nach ſeiner Mutter.

„Ich habe geſtern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter geſprochen," ſagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht iſt, ſollſt du Schulmeiſter werden. Das Jägerleben iſt deiner Familie gefährlich und du biſt das einzige Kind. Willſt du?"

„Ja, ja, Alles, was ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig ſein, jetzt aber will ich ſchnell heim." Und mit dem Hunde vorauf ſprang Eberhard durch den friſchen Morgen. Er fürchtete ſich, daß ihn

Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm ſelber kam Alles wie ein ſchwerer, düſterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er ſein väterliches Haus ſah, der Hund war ſchneller dort geweſen, als er, kam aber jetzt langſam wieder zurück. Eberhard rief von ferne ſeine Mutter, ſie erſchien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verſchloſſen. Gewiß war ſeine Mutter ſchon früh ausgegangen, ihn zu ſuchen, vielleicht war ſie die ganze Nacht im Walde umher geirrt. Jetzt empfand er ſelber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet, und Stunde auf Stunde verrinnt, und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit ſpähendem Blicke aus einem Buſche trat. Eberhard ſchrie auf, als ſollte er gemordet werden. Der Wilderer aber ſagte:

„Sei ſtill. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht, du haſt dir ein Eichhörnchen gewünſcht, Das iſt viel, viel ſchöner, da haſt du

einen jungen Fuchs, den ich für dich aus seiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch verſprechen, daß du nichts von dem erzählſt, was wir mit einander gehabt haben.“

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuche genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befeſtigte dieſe an der Hundehütte und verſchwand ſo ſchnell wie er gekommen war.

Endlich erſchien die Mutter, ſie umhalſt ihr verlorenes Kind mit ſtummem Schluchzen und ſtrich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu ſein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen ſeinen Begegniſſen und für dieſe Untreue mußte er ſchwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs ſah, wollte ſie das Thier losbinden und in den Wald laufen laſſen, aber ſie fürchtete ſich doch, ihn anzurühren, und ſo blieb der Fuchs, den Eber-

hard, nach ſeiner Ausſage, von einem Mann im Walde erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte immer weniger in den Wald und wie mit unwiderſtehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den ſtill ſchönen Tagen im Leben hat man weit ſeltener eine Erinnerung, und wenn man ſich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch ſind jene Tage meiſt gerade die ſeligſten!

Es geht hierin aber bei den einzelnen Menſchen wie bei ganzen Völkern, hier ſind Jahrzehnde und mehr, was dort ein Tag iſt. Die Volksgeſchichte berichtet faſt nur die außerordentlichen Ereigniſſe, und ſo geht's uns auch mit der Jugendgeſchichte Eberhards.

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die er auf der Anhöhe hinter dem Hauſe, in den Kornfeldern verlebte! Wie Das immer auf-

und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld iſt auch ein majeſtätiſcher Wald mit gewaltigen Rieſenſtämmen. So meinten wenigſtens die Käfer, die dort umher ſtrichen und im raſchen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's anſieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, iſt nnſere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menſchen winzige Geſchöpfe, die darauf herum kriechen.

So ſtand nun Eberhard oft zwiſchen den Furchen und betrachtete ſich dieſes kleine, große Leben und dachte Unennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine, beobachtete die Thierchen, die ſich zwiſchen den kleinen Gräſern tummelten, oder er ſchaute hinauf nach dem blauem Himmel, wo am hellen Mittag ſchon der Mond ſtand und geduldig harrte, bis ſeine Zeit kam, da er ſelber etwas gilt und man nach ihm aufſchaut. Wie namenlos

waren da die Empfindungen, die durch die Bruſt Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufſtand, wie ſpannten ſich alle ſeine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war ſtill in ſich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig iſt die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, ſchwach war, ſobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich ſtark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwiſchen den Furchen und ſchaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Weizenfelde zu, die am Morgen und am Abend ihr Raurau-Pickerwick erſchallen läßt und nur am Mittag ruht. Er ſtand auf und es war ihm ſo wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem friſchen Wellenbade käme, und er ſang und jodelte frei in die Welt hinein. Da ſah er einen ſchön rothen

Bluthänfling, der kaum erſt flügge geworden ſchien, in kurzen Sätzen auffliegen und ſich wiederum niederlaſſen; den wollte er nun haſchen und er ſprang ihm nach, von Buſch zu Buſch, aber kaum war er ihm nahe, ſo war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis ſie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und ſang von jenſeits den ſchönen Geſang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß, bis er den Hang hinab und den jenſeitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorſprung hatte. Eberhard ſah vor ſich nieder, betrachtete ſeine Füße und verſuchte mit den Zehen mühſam Steinchen aufzuheben, er lachte in ſich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: Wie wunderig ſind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Aſt zu Aſt und verfehlt nie den Zweig, ſtrauchelt nicht und fällt nicht; wie ſchnell kann er die Krallen

auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles so ſchnell berechnen kann. Freilich — ſagte er faſt laut, den Kopf drehend — haben ſie auch einen viel geſchickteren Hals als wir, daß ſie ihn ſo leicht drehen, und wir, wir müſſen das ganze Geſtell umwenden, wenn wir rückwärts ſehen wollen. — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterſchreiten zu ſingen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir ſagt: Jetzt hier, gib Acht, wie's widerhallt. Das iſt ganz anders, wenn man ſo etwas von ſelber unverſehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erſchrack faſt, als er ſeine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und ſtark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er ſchrie: Juhu! Juhu... hallte es wieder, tief, tief hinein. Under rief auf's Neue: Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald ſeine Stimme gibt — Stimme gibt...

ſchallte es durch den weiten Raum. Und er rief: Gottfried! Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er ſeinen eigenen Namen: Eberhard! und es ſchallte wieder Eberhard... Der Knabe empfand ein ſeliges Entzücken, da er ſich ſo weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: Jetzt kennen mich alle Bäume, wie man mich ruft — mich ruft... antwortete es.

Mit einer namenloſen Seligkeit ſpielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerſt geweckt hatte. Noch nie hatte ein Menſch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge ſprechen gelehrt.

Eberhard verſuchte es, von einer andern Stelle auch den Wiederhall zu wecken, aber es klang nicht ſo rein und hell, wie von jenem Punkte, den er zuerſt, ohne ſein Wiſſen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: Lebt wohl! Lebt wohl ... erwiderte es und er ſtieg hinab zum Hauſe der Mutter Seine Bruſt war hoch

geſchwellt, er hatte in einſamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tauſendfach verſtärkt antwortet, wenn wir ſie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht ſelige, freudeſproſſende Tage?

Im Hintergrunde lauerte aber auch ſchon die Pein, von Menſchenſinn bereitet.

Eines Samſtag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhauſe vorbei und ſprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäſche aufhing. Sie klagte, daß ſie mit ihrem Sohne nicht mehr in Frieden lebe, ſeitdem der Fuchs im Hauſe, ſie zittere immer vor Angſt, wenn der Knabe mit dem Thiere ſpiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich ſeine wilden Tücken loslaſſen; ſie wiſſe daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht ſein,“ ſagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm

das Gewehr von der Schulter, ließ den Fuchs los und schoß ihn nieder. Gottfried verspottete sich selber über die leichte Jagd, entbälgte das Thier kunstgerecht, warf das Fleisch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte sich noch den Balg und steckte ihn in seine Jagdtasche.

„Nun aber noch einen Handel," sagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern so ledig durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich lasse mein Gewehr da und nehme mir drinnen das von eurem Mann, es ist ja noch ein Schuß darin."

Gottfried that wie er gesagt.

Zur selben Zeit als dieses am Jägerhause geschah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorfe heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loche, wo man einen Baumstumpf ausgegraben hatte und hielt das Selbstgespräch: „So? also ein Schulmeister soll der Eberhard werden? Da könnte ich lange warten, bis mich die Kugel trifft, die auf

mich wartet; und ſoll ich immer ſo herum-laufen in Angſt und Bangen? Und vielleicht bleibt der Mord gar in unſerer Familie hängen und die drüben bleiben unſchuldig? Nein und nochmal nein. Von Alters her geht's Piff Paff in unſern Familien, jetzt hält's an der des Jägers. Er hat ja noch einen Schuß hinterlaſſen auf der Welt. Soll ich noch lange umher gehen und mein Tod ſteckt in dem Gewehrlauf, den der Todte geladen? Nein und dreimal nein."

Eberhard kam ſingend daher, der Wilderer vertrat ihm den Weg und ſchenkte ihm eine junge Amſel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn ſogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn ſchießen lehren, ſo gut als es keiner ſeines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerſtand dennoch. „Bring mir nur

das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommſt, was du willſt," bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard ſprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannſt du doch kommen; ich bin am Morgen da."

„Aber ich komme nicht," ſagte Eberhard vor ſich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie raſend und beſtürmte ſeine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter aber gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umherſuchen fand Eberhard einige friſch verdeckte Blutſpuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er ſchwor in ſich hinein, daß er ſich wieder einen Fuchs verſchaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch ſchlief, ſchlich er in die Stube, ſeine Hand zitterte, als er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund ſprang hoch vor Freude, als er ſeinen jungen Herrn ſo mit der Flinte bewaffnet ſah; die beiden verſchwanden wieder im Walde, aber jetzt gemeinſam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verſchüttet und die Sonne ihn nicht aufgeſogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeſte ſich ihm gleichſam in den Weg ſtellten, daß er nicht weiter gehen ſollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er verſteckte ſchnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der da ſang:

Wacht auf, ihr ſchönen Vögelein,
Ihr Nachtigallen kleine,

Und ſingt mit euren Schnäbelein,
Gedreht von Elfenbeine;
Lobt Gott, ihr ſüßen Schwätzerlein,
Und ſingt für ihn alleine;
Schwingt freudig eure Flügelein,
Regt Aermelein und Beine;
Und habt ihr noch kein Liedelein,
So lernet nur das Meine;
Gelobt ſei Gott, ſingt drum allein,
Gott Zebaoth alleine.

Eberhard ſtand mit gefalteten Händen und betete inbrünſtig, ſeine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte ungeſehen wieder heim zu kehren und nie mehr ſolch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber ſeine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, zu dem guten Manne hinzutreten und ſein Fehl offen zu bekennen, ſtatt daß er ſich heimlich weg ſtehlen wollte. Und das, daß er ſich vor den Menſchen mehr fürchtete, als

vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm ſchwere Pein.

Der Hund ſchlug an, Gottfried kam näher. Nach den erſten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum drittenmale ſo ſeltſamer Weiſe treffe, ſagte er: „Lauf jetzt nicht ſo allein im Wald herum, der Spaniermichel iſt wieder in der Gegend und dem iſt nicht zu trauen.

„Wer iſt denn der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's ſchon erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlaſſen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verſtecke zu finden; aber es gelang ihm, unverſehens ein Tannenreis abzupflücken, ſolches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgeriſſenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den älteren Wald, Gottfried ſetzte ſich auf einen Baum-

ſtumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erſtere erzählte:

„Der Spaniermichel und ſein Geſchlecht ſind ſchon ſeit alten Zeiten Feinde eures Geſchlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindſchaft zwiſchen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen ſo, die Andern anders, am wahrſcheinlichſten iſt, daß zwiſchen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg iſt. Es iſt, als ob die unbändigen Geiſter des Wildes, um deſſen Erlegung ſie ſich ſtreiten, in ſie ſelber gefahren wären. Dein Urgroßvater iſt von einem Spaniermichel erſchoſſen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen ins Gras geſtreckt. Die Spaniermichels ſollen, wie man ſagt, von einem Soldaten abſtammen, der in alten Zeiten von dem ſpaniſchen Heere hier zurückgeblieben iſt, ſie haben

heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, ſo gewiß als jetzt die Sonne ſcheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängniſſe entlaſſen, jetzt hier in den Wäldern herumſtreicht und ſein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man ſelten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle einſchreiten macht; es iſt das ſo ein altes Abkommen zwiſchen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt geſehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von ſeinen Fuchslöchern ſteckt, iſt nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat ſich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinne hat; Gutes gewiß nicht. Ich habe ſeine Tücke ſchon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn geſtern noch ſpät im Walde getroffen und heute Morgen finde ich in meinen ſchönſten Tannen glühende Nägel eingeſchlagen, daß ſie verkommen müſſen. Der Spaniermichel weiß, daß

ich die Tannen ſo lieb habe, und darum hat er ſie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann, daß ſie ſich damit freuen, einem andern ſeine Freude zu zerſtören."

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergeſſe, der Hund da iſt mitſchuldig an dem Tode deines Vaters. Siehſt du, wie er winſelt? Er merkt, was ich ſage. Das Gerücht, wie ſich die Sache zugetragen, rührt wahrſcheinlich vom Spaniermichel ſelber her, der es ausgeſprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen Unterhändler an deinen Vater verkaufen laſſen. Wie ſie nun in Todfeindſchaft im Walde zuſammen treffen, ſpringt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches ſein Herr iſt; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt

ihm der Spaniermichel die Kugel in die Bruſt. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menſchenhund, der ſich ſelber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört." — So ſchloß der Vetter Gottfried und ſtand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerſchlagen, er konnte ſich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf verſinken und drinnen Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abſchiede und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte ſeinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieſer ſchob ihn weg und richtete ſich endlich ſtraff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei dem Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, ſchien es ihm ein frem-

des. Sollte Jemand da geweſen ſein und es vertauſcht haben? — Indem er ſo in Gedanken daſtand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Biſt du der Spaniermichel?“ ſchrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurücknackend.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Haſt du meinen Vater erſchoſſen?“

„Ja,“ aber halt, du haſt ja kein Pulver auf der Pfann', gib her,“ er entriß Eberhard die Flinte, goß aus ſeinem Horn Pulver darauf, gab ihm das gerichtete wieder zurück und ſagte, ſich vor die Mündung ſtellend: „So, jetzt ſchieß zu.“

Eberhard ſtand ſprachlos, todtenbleich.

„Biſt mir ein rechter Burſch,“ höhnte der Wilderer „ſiehſt aus wie das Kätzchen am Bauch, wenn du losbrennen ſollſt; Feuer! drück zu!“

Eberhard gewann die Sprache wieder, warf ſich auf den Boden und ſchrie, daß er nicht ſchießen und lieber ſelber ſterben wolle.

Der Wilderer hob die Flinte und den Knaben auf, hielt dem letztern, der ſchreien wollte, den Mund zu, rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felſen; dort legte er den Knaben ab und ſagte: „Jetzt ſchrei wie du willſt, hier hört dich keine Menſchenſeele. Hier mußt du mich erſchießen. Ich hätte den Mord bei den Gerichten geſtehen können, aber ich will hier draußen ſterben im grünen Wald, ich will durch deine Hand ſterben, in eurer Familie muß der Mord wieder ſein, wir behalten ihn nicht; piff paff, herüber und hinüber durch alle Zeiten fort.“ Er ſtellte Eberhard auf einen höheren Felſen, gab ihm das gerichtete Gewehr in die Hand, ſtellte ſich auf einen andern Felſen, riß ſich die haarige Bruſt auf und ſetzte die Mündung hart daran, dann zog er einen Dolch aus der Taſche und ſchrie

ſchäumend und heißer: „Schieß oder du biſt todt, mach's kurz."

Der Finger Eberhards zuckte unwillkürlich an dem Drücker, aber der Hund ſprang an ihm herauf, als wollte er abwehren. „Biſt du auch wieder da?" knirſchte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, ſtieß ihm den Dolch in den Hals, zog den Dolch wieder heraus und ſchleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felſengrund. Zum drittenmale ſchüttete er Pulver auf, ſtellte ſich mit blutigem Dolche in ſeine alte Lage und befahl: „Mach's kurz, rack!"

Eberhard ſchrie laut auf: „Ich will nicht ſterben und will nicht morden."

„Schieß oder fahr zum —"

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und ſchrie noch im Umſtürzen: „Das iſt des Todten Schuß!"

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried ſtand oben mit der Flinte, die er von der

Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte ſchnell geſehen, was hier vorging, und der hölliſchen Pein raſch ein Ende gemacht.

Langſam verzog ſich der Rauch an den feuchten Felſen und Bäumen und in langſamen Zuckungen verſchied der Spaniermichel. Eine Menge friſch geſchmiedeter Nägel, die ihm aus der Taſche gefallen waren, lagen zerſtreut um ihn her; ſie waren ganz genau wie jene in den ſchönen Tannen.

Mit dem Spaniermichel hat die grauſige Vererbung des Mordes ſich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer ſein, durch welche die Habſucht und Rachgier der Menſchen die Heiligkeit des Waldes entweiht.

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hauſe gebracht, er lag wochenlang im Fieber, aus dem er aber geſund ſich wieder erhob.

Als er heran gewachſen war, wurde er in die Lehrer-Pflanzſchule aufgenommen, ſeine aus der Kindheit ſproſſende Liebe zur Natur ließ ihn die Wiſſenſchaft derſelben zu ſeinem beſondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verſtehen, was ihm früher unklar geweſen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumſtößliche Wahrheit hielt.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz ſonderbar: er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich ſie in den Sammlungen ſorgſam ausgeſtopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erſcheinung beſchrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptſache iſt: der Ge-

ſang. Eberhard verſuchte es, zur Vervollſtändigung den Geſang der Vögel mit Buchſtaben und Muſiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Juſt Alles läßt ſich nicht auf dem Papiere aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch ſein Gutes.

Als Eberhard ſeine Lehrzeit beendet hatte, ſchloß er ſich einer naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbſtändigkeit und wildes Treiben gewöhnt, beſteht er die Mühſeligkeiten dieſes Lebens leichter als mancher Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath geſendet.

Eberhard's Name wird jetzt von vielen Menſchen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm ſo viel Freude macht wie damals, als das einſame Echo im Walde ihm ſeinen Namen rief?

Da er ſo weit weg iſt, kann er ſich nicht dagegen wehren, wenn man einſtweilen ſeine

Jugendgeſchichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal ſelber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch ſo grauſame Wilderer gibt.

Wo der Spantermichel gefallen, ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Mannheim, Buchdruckerei des kathol. Bürgerhospitals.